I.

Das reale und das ideale Element in der geschichtlichen Ueberlieferung und Darstellung.

Ein Gespräch.

Von

Johann Wilhelm Loebell.

Julius. Sieht man dich einmal wieder? Sei mir herzlich willkommen.

Wilhelm. Bin ich es wirklich? Ich störe dich, wie ich sehe, in einem Lieblingsgeschäft, im Durchwühlen einer Masse von Neuigkeiten, vom Buchhändler dir ins Haus gesandt.

Julius. Aber wahrlich nicht zu großer Freude und Erbauung.

Wilhelm. Aergerst du dich einmal wieder an den Erzeugnissen der neuesten Poesie?

Julius. Diesmal ist es vielmehr historische Litteratur, die meinen Unmuth reizt.

Wilhelm. Da sprichst du wunderbare Dinge. Es ist ein seltsamer Mißton hinein in die Klänge vielfachen Preises, der unseren ausgezeichneten Historikern gezollt wird, und den sie reichlich verdienen. Wie viele neue Fundgruben sind nicht eröffnet worden! Wie sorgfältig und unermüdet war man im Suchen, wie wunderbar glücklich im Entdecken! Und wie trefflich und geistvoll ist so vieles verarbeitet worden! Ist es mir, der ich ja kein Neuling in diesen Dingen bin, bei Manchem, was ich in unsern Besten lese, doch, als hörte ich von den Begebenheiten, die sie erzählen, zum erstenmal!

Julius. Ich läugne gar nicht, daß ich mich neuerdings an mancher schönen Leistung herzlich erfreut und gelabt habe, und ihr für manche Belehrung höchlich dankbar bin. Aber es drängt sich mir auch aus den Werken gerade der Besten eine Betrachtung auf, die den Genuß verkümmert und mich unmuthig macht.

Wilhelm. Du machst mich neugierig.

Julius. Allerdings flößen mir die Größe ihres Scharfsinns, das Neue und Kühne ihrer Combinationen und Urtheile, das unerwartete Licht, das ihre kritische Forschungen auf dunkle Seiten unsers Wissens werfen, oft Bewunderung ein. Sehe ich aber auf den ganzen Weg, auf den die Geschichte nicht sie führt, sondern sie die Geschichte führen, so bin ich geneigt, den Klagen so mancher schlichten Laien, und besonders der Frauen, beizustimmen.

Wilhelm. Und worüber klagen diese Klagenden?

Julius. Darüber, daß sie genöthigt werden, das längst Gewußte und hundertmal Gelesene und Gehörte immer wieder in neuer Gestalt zu lesen, und daß die stets veränderten Ansichten und Meinungen sie in tausend peinigende Zweifel stürzen. Daß durch neue Entdeckungen Lücken ausgefüllt werden, wird Jeder mit gebührendem Dank hinnehmen. Muß denn darum aber das ganze Gebäude immer von Grund aus neu aufgeführt werden? Geschieht es, damit diese Herren ihrem Scharfsinn ein Feld bereiten, so spielen sie mit arglosen Gemüthern ein gewissenloses Spiel. Verhält es sich aber wirklich so, daß Alles, was frühere Geschlechter gebaut haben, nur eingerissen zu werden verdient, und verfällt das an seine Stelle Gesetzte demselben unvermeidlichen Loose, so kann es ein betrübteres Resultat alles Forschens gar nicht geben. Dann steht die ganze Vergangenheit da wie eine furchtbare Sphinx, fortwährend Räthsel aufgebend und jeder Lösung über kurz oder lang immer wieder Verderben bringend.

Wilhelm. Das klingt ja tragisch genug. Aber möchtest du, daß, geschreckt durch die Menge der Hingewürgten, sich keiner mehr an die Lösung der Sphinxräthsel wagte?

Julius. Das wahrlich nicht. Aber daß man nicht fortwährend Alles in Frage stelle, nicht Räthsel sehe, wo die Dinge längst plan und klar da liegen, daß man nicht die Pflanzungen der Vorgänger so geflissentlich ausrode, um neue an ihre Stelle zu setzen.

Ja, was sage ich Vorgänger? Die Lust am unaufhörlichen Grübeln macht, daß man sich mit eigener Hand von dem kaum errichteten Thron wieder herabstürzt. Hat nicht Niebuhr in der zweiten Ausgabe seiner römischen Geschichte vielen Behauptungen der ersten den Krieg erklärt? Ja, hat er nicht, als der zweiten Ausgabe die dritte fast auf dem Fuße folgte, in dieser wiederum Mehreres anders bestimmt und aufgefaßt? Und diese dritte Ausgabe — hält sie, hält was später ihr beistimmend oder sie widerlegend versucht worden ist, Stand gegen den wunderbaren Zauber, den Mommsen übt? Beneidenswerthe Zeiten, wo Rollin für ein völlig ausreichendes Mittel der Belehrung über die erhebenden Thaten der Römer galt, gründlich in der Ausführlichkeit seiner, aus den alten Schriftstellern paraphrastisch aufgenommenen Erzählungen, fromm und sittlich in seiner Gesinnung, anmuthig und leicht in seiner Darstellung! Es war eine Lieblingslectüre meiner Großmutter, und ich denke noch immer mit Vergnügen an die Stunden, wo sie uns Kindern daraus vorlas oder erzählte. Keine hyperkritischen, spintisirenden, klaubenden Zweifel störten die reine Freude an diesen Erzählungen. Und wo sind wir jetzt hingekommen!

Wilhelm. Es scheint, daß dir, der du doch sonst ein scharfes Auge auf die historische Litteratur richtest, ein kürzlich gemachter Versuch, den alten naiven Glauben wieder in seine Rechte einzusetzen, entgangen ist. Er ist indeß ohne alle Wirkung vorübergegangen. Der erwünschten Rückkehr zu den alten Ueberzeugungen widerstrebt nun einmal die herrschende Strömung. An dir aber, der du keine Kunde von ihm genommen, hat er einen Proselyten gemacht, dieser Versuch. So wirf dich denn der alten Art, der man es nachrühmen muß, daß sie eine ziemlich bequeme ist, sorglos in die Arme. Bedaure uns, die wir für jene naive Treuherzigkeit den Sinn verloren haben, und uns daher mit Zweifeln und Grübeln quälen, und untersage deinem Buchhändler, dir je ein Buch von Mommsen oder einem ähnlichen Störefried ins Haus zu senden, damit der Versucher sich dir auch nicht einmal nahen könne. Aber deine Mienen verrathen Bedenken. Sollte schon Sehnsucht nach jenen verführerischen Früchten in dir aufsteigen, so wie du sie nur als verboten denkst?

Julius. Ach, wer ihn zurückführen könnte, den unschuldigen Kinderglauben und seine Seligkeit!

Wilhelm. Da klage du unsere Stammeltern an, daß sie gegessen haben vom Baume der Erkenntniß, der ein lustiger Baum war, weil er klug machte. Seitdem ist allen ihren Nachkommen der Rückweg zum Paradiese des Kinderglaubens verschlossen geblieben, und es hat noch keinem geholfen, daß er sich selbst eine Binde um die Augen legte, um in der freiwillig erwählten Finsterniß tappend diesen Weg wieder zu finden.

Julius. Und eure vom Sonnenlicht bestrahlten Fußstapfen, schrecken sie etwa nicht zurück, indem sie warnend auf die Abgründe weisen, in die man fällt, wenn man ihnen folgt?

Wilhelm. Als ob ich alle Uebertreibungen und Verirrungen, das Faseln und Irrlichteriren, die Prophetenmienen, mit denen Wahngebilde angepriesen werden, die Verblendung, zu welcher Lust am Negiren und Auflösen, oder Eitelkeit führen, in Schutz nehmen wollte! Der Weg ist schwierig und steil, und es gilt sich zu wahren vor den Abgründen links wie rechts. Dafür führt er aber zu Aussichten, die entzücken, und uns Blicke werfen lassen in ungeahnte Gebiete.

Julius. Wenn ich nur wüßte, was uns die Berechtigung geben kann, an wohlbegründeter historischer Ueberlieferung zu zweifeln!

Wilhelm. Ich antworte mit einer Gegenfrage. Welche historische Ueberlieferung — oder um mich gegen mögliche Consequenzen, die ein frommer Sinn hier ziehen könnte, zu verwahren — welche menschliche historische Ueberlieferung — ist denn so wohlbegründeter Art, daß man das Recht hätte, ihr unbedingt zu glauben?

Julius. Du stellst eine scharfe Forderung; du willst eine Ueberlieferung charakterisirt, die jeden Zweifel niederschlägt.

Wilhelm. Muß ich nicht? Liegt nicht in deiner Frage die Ausschließung jedes Rechts zu zweifeln?

Julius. Nun wohl denn. Eine Ueberlieferung, wie du sie verlangst, muß von einsichtsvollen, aufgeklärten, unbescholtenen Zeugen herrühren, welche die Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen entschlossen sind, die kein falscher Wunderglaube, keine zu Gunsten einer Ansicht oder einer Partei vorgefaßte Meinung, keine Liebe, kein Haß oder sonst selbstsüchtige Triebfedern, daran hindern; von Zeugen,

welche die Natur mit einer scharfen, die Dinge rasch übersehenden Beobachtungsgabe ausgerüstet hat. Dieß, meine ich, wird vollkommen hinreichen.

Wilhelm. Wir wollen nachher sehen, ob es nicht ein von dir übergangenes Erforderniß gibt, welches alle andern bedingt, und daher an die Spitze hätte gestellt werden müssen. Ich will dich jetzt nur fragen, ob du für alle Perioden der Welt- und Völkergeschichte, seitdem es überhaupt Geschichte gibt, die auf Gewißheit Anspruch macht, Quellen kennst, welche den von dir aufgestellten Bedingungen genügen.

Julius. Wenn auch nicht für alle Perioden, doch für die meisten und wichtigsten.

Wilhelm. Ich bezweifle stark, ob du sie für diese meisten und wichtigsten würdest herbeischaffen können. Doch dem sei so. Denn siehe, ich halte meine Sache für eine so gute und sichere, daß ich dir die Beibringung der Beweise für die deine in keiner Weise erschweren will. Du gibst also doch zu, daß die Reihe der aus Quellen, die dich befriedigen, zu erforschenden Zeiträume durch Lücken unterbrochen ist. Nun will doch aber der menschliche Geist überall Zusammenhang, und ich sehe nicht, wie du wirst umhin können, dich nach einem Mittel umzusehen, welches diese Lücken auszufüllen strebt.

Julius. Das werde ich allerdings müssen, wenn ich den Zusammenhang will.

Wilhelm. Dieses Mittel aber — worin wird es bestehen können, als in sorgfältigster Aufsuchung der Bruchstücke des untergegangenen und verschütteten Gebäudes, in der genauesten und schärfsten Prüfung ihrer Beschaffenheit, und in dem Streben sie in Beziehung zu setzen und sich dadurch die Umrisse von dem vorstellen zu können, was in seiner vollkommenen Gestalt für uns verloren gegangen ist?

Julius. Du definirst da die geschichtliche Kritik.

Wilhelm. Vorläufig nur einen Theil derselben. Immer aber sind wir allerdings angelangt bei der geschichtlichen Kritik, welche die große Lesewelt, die nur unterhalten und höchstens auch zu einiger handgreiflicher Nutzanwendung geführt sein will, als etwas Lästiges und Langweiliges von sich weis't. Und leider ist dies nicht bloß die Stimmung des großen Publicums, sondern zuweilen auch solcher, die, ohne allen Beruf dazu, das Amt öffentlicher Beurtheilung übernehmen.

Julius. Nicht bloß, weil man sich dabei langweilt, weiſ't man die Kritik von sich, sondern auch, und noch weit mehr, weil man dabei immer an etwas Negatives, Einreißendes, Zerstörendes denkt.

Wilhelm. Dann verwechselt man aber Kritik und Skepsis. Die echte Kritik muß nicht minder eine aufbauende wie eine einreißende sein, oder doch wenigstens den Weg zum Aufbauen zeigen.

Julius. Nun so wünsche ich denn der Kritik Glück und Erfolg auf jenen Gebieten der Lücken, wo die Ueberlieferungen fehlen. Aber da soll sie bleiben und nicht hinüberkommen auf die, wo wir, auf sichere Grundlagen gestützt, ihrer entbehren können.

Wilhelm. Vorausgesetzt, daß du ihr solche Grenzen wirst stecken können, denn wenn du sie einmal hast hereinbrechen lassen durch jene Lücken, die ebenso viele übelverwahrte Stellen in dem Umkreise deiner Befestigungen sind, wirst du sie auch, beweglich und unternehmend wie sie ist, nicht abhalten, hinwegzuhüpfen über die Schnüre, durch welche du sie abzusperren meinst. Oder werden nicht etwa die Grenzen der ungewissen und der von dir für gewiß gehaltenen Gebiete so ineinander übergehen, daß solche Linien mit Sicherheit nicht zu ziehen sein werden?

Julius. Da geben wir doch höchstens ein kleines ungewisses Grenzgebiet Preis, und ziehen uns dahin zurück, wo die Fülle der Gewißheit keinen Streit mehr zuläßt über den Boden, auf dem man sich befindet.

Wilhelm. Wie aber, wenn es nun einen solchen über allen und jeden Zweifel erhabenen Boden, auf deinem ganzen Gebiete gar nicht gäbe?

Julius. Wenn es dein Ernst ist, das zu behaupten, so verlierst du dich damit in jene Skepsis, die du selbst so eben als völlig unfruchtbar bezeichnet hast.

Wilhelm. Eine solche habe ich eben nicht im Sinne, sondern die, welche nur bis zu dem Punkte geht, wo die wirkliche Gewißheit und ihr Schein sich sicher unterscheiden lassen.

Julius. Ich denke doch, daß deine Skepsis alsdann sehr bald ihre Grenze erreicht. Die wirkliche Gewißheit ist da, wo die Zeugen den von mir bezeichneten Erfordernissen entsprechen.

Wilhelm. Und ich sprach dir schon von einem alle andern bedingenden Erfordernisse, welches du übergangen hast.

Julius. Willst du es nun nicht nennen?

Wilhelm. Ich meine, daß die Zeugen die reine Wahrheit nicht nur müssen sagen wollen, sondern auch sagen können.

Julius. Und warum sollten Berichterstatter, wie ich sie charakterisirt habe, dies nicht vermögen?

Wilhelm. Um es ohne alle weitere Umschweife zu sagen: weil es bei einer nur einigermaßen zusammengesetzten Begebenheit unmöglich ist, zu einer aus rein objectiven Gründen und Beweismitteln hergenommenen unumstößlichen Gewißheit über ihre eigentliche Beschaffenheit, über das wahre Verhältniß der Begebenheit im Ganzen zu allen ihren Theilen, zu gelangen.

Julius. Dachte ich doch, daß du es an seltsamen Paradoxien nicht fehlen lassen würdest!

Wilhelm. Du meinst also, die verlangte objective Gewißheit über eine äußerlich erscheinende Thatsache sei möglich?

Julius. Gibst du denn nicht zu, daß man durch scharfe Beobachtung mit gesunden Sinnen eine Erscheinung genau kennen lernen und von ihrer wahren Beschaffenheit in der Sinnenwelt eine feste Ueberzeugung gewinnen kann? Oder willst du dich etwa hinter den Satz der Philosophen stecken, daß wir nicht objectiv die Dinge an sich erkennen, sondern nur subjectiv unsere Vorstellungen von ihnen?

Wilhelm. Nichts weniger als das. So hoch wollen wir uns nicht versteigen. Jede unmittelbare sinnliche Wahrnehmung eines bestimmten Gegenstandes soll uns als Quelle einer objectiven Erkenntniß gelten. Wie wird es aber mit den Erscheinungen stehen, die du nicht selbst beobachtet hast und zu beschreiben hättest?

Julius. Ich muß mich da an Augenzeugen halten, die von ihrer Zuverlässigkeit hinreichende Proben abgelegt haben.

Wilhelm. Setze nun einmal, du hättest eine Schlacht zu schildern, und Aussagen von beiden Theilen ständen dir zu Gebote aus allen Classen der Kämpfenden. Glaubst du, du würdest aus diesen Zeugnissen als solchen eine vollkommen wahrheitsgetreue Schilderung des Treffens bilden können?

Julius. Wenn ich den natürlichen Hang der Menschen, sich selbst ins möglichst beste Licht zu stellen, abrechne, warum nicht?

Wilhelm. Diese Abrechnung so haarscharf zu machen, daß du der Forderung die strengste Wahrheit auszumitteln, genügest, würde dir entsetzlich schwer fallen. Aber lassen wir die moralische Schwäche lieber aus dem Spiele, damit nicht Einer komme und sage, wir verwirrten dadurch den Standpunkt und die Frage. Es sei also, du habest mit Menschen von so großer Wahrheitsliebe zu thun, daß keine Leidenschaft, keine Gemüthsbewegung, keine vorgefaßte Meinung auf ihre Aussagen Einfluß haben könne. Und damit die Aufgabe recht einfach werde, will ich annehmen, du habest den Schlachtbericht nur im Namen einer der beiden Parteien zu machen. An wen würdest du dich da vorzugsweise wenden?

Julius. Offenbar an den Feldherrn.

Wilhelm. Glaubst du, daß dieser dir über alle Besonderheiten, über den Muth, die Entschlossenheit, die Stimmung aller einzelnen Regimenter in jedem Moment des auf- und abwogenden Gefechts genügende Auskunft geben könnte?

Julius. Ich hätte demnach seine Schilderung durch Berichte von Officieren zu ergänzen.

Wilhelm. Diese Berichte würden sich aber doch nur auf das, was die Befragten selbst haben beobachten können, erstrecken können; und im Schlachtgetümmel sieht der Einzelne, der nicht commandirt, und mit sich selbst und seiner nächsten Umgebung genug zu thun hat, eben nicht weit.

Julius. Aber diese verschiedenen engen Gesichtsfelder lassen sich zusammenschieben und der allgemeinen Uebersicht, die der Feldherr gegeben, unterordnen. Das Allgemeine bekommt durch das Besondere, und das Besondere durch das Allgemeine Licht und Erklärung. Du hast mir wider deinen Willen recht an die Hand gegeben, wie sich die Geschichte aus den einzelnen Thatsachen von selbst macht und auferbaut, folglich objective Geschichte wird.

Wilhelm. Nicht zu rasch! Laß dich nicht von der Redensart, daß sich die Geschichte selbst macht, verführen. So wie du nur die Berichte von zweien deiner Officiere, als besondere, auf das Allgemeine der ganzen Schlacht beziehst und sie ihm unterordnest, hat sich

das daraus erwachsene Bild dir nicht von außen dargeboten, sondern in deinem Innern hat es sich gestaltet. Oder ist es nicht so, daß jede Combination, die sich auf einen innern Zusammenhang der Dinge bezieht, durch unsern urtheilenden Geist vollzogen wird?

Julius. So scheint es allerdings.

Wilhelm. Du siehst also, daß es ein geschichtliches Combiniren und ein geschichtliches Wissen gar nicht geben kann ohne den Zutritt eines stark einwirkenden subjectiven Elements.

Julius. Ich wüßte das für den Augenblick nicht zu bestreiten.

Wilhelm. Aber wir sind noch lange nicht am Ende. Eine Schlacht ist doch ein sehr bestimmtes, äußerlich so stark als möglich in die Augen fallendes Factum. Man kann über die Art, wie sie gewonnen ist, viel streiten und ungewiß sein, über ihre Wirkungen und Folgen im Großen und Ganzen sehr wenig. Wie wird es nun erst mit der objectiven Gewißheit über Thatsachen stehen, die sich im Stillen und Geheimen, langsam und allmählich, durch eine lange Reihe von Momenten vollziehen, mit ganz anderer Einwirkung jener verborgenen Falten des menschlichen Herzens, in welche der, welcher es in der Brust trägt, selbst nicht vollständig hineinsieht? Ist nun schon bei jenem einfachen Vorgang eine geschichtliche Ueberlieferung ohne den Zutritt subjectiver Elemente nicht möglich — wie werden sie sich hier erst geltend machen! Die subjective Thätigkeit aber verknüpft bald so bald anders, schafft bald diese, bald andere Vorstellungen. Das Urtheil wird herausgefordert, und die Kritik ist da, überall, nicht bloß in den Lücken der Kenntnisse, wie du meintest. Verschiedene Auffassungen bieten sich dar; die Berichte stimmen nicht überein, und die Urtheile gerathen in Streit. Wie soll, auf jenem verdeckten Gebiete zumal, eine Ueberzeugung, eine Ansicht die andere so vollständig schlagen und beseitigen können, daß sie allein stehen bleibt und die Stelle einer rein gegenständlichen Geschichte vollkommen vertreten kann?

Julius. Schwer genug wird dies freilich fallen.

Wilhelm. Ganz unmöglich wird es sein. Sobald die Thatsache durch Acte der freien Geistesthätigkeit ergänzt und verknüpft werden muß, kann das Ergebniß nie der Art der Gewißheit gleichkommen, welche die reine Wahrnehmung des Gegenstandes gewährt.

Oder glaubst du, daß es irgend ein Urtheil über die Größe, die Bedeutung, den sittlichen Werth einer geschichtlichen Persönlichkeit gibt und geben kann, an welchem nicht die subjective Betrachtung einen großen Antheil hat? Stammt denn nicht die Zurückführung der einzelnen Thatsachen und Charakterzüge auf das Princip, welches dem zusammenfassenden Urtheil zur Grundlage dient, aus einer subjectiven Auffaßung? Dabei bringe ich den Fall gar nicht einmal in Anschlag, wo die Auffindung neuer Thatsachen, oder die Berichtigung der schon bekannten durch neue Quellen, den ganzen Menschen in einem mehr oder weniger modificirten Lichte erscheinen lassen, welches wieder eine Schöpfung des urtheilenden Geistes ist.

Julius. Und damit soll ich also den festen Glauben an die Sicherheit der mit scharfen Sinnen, voller Unbefangenheit und guter Treue überlieferten Geschichte aufgeben? Es soll keine Thatsache mehr geben, deren Kenntniß nicht durch den Reflex in der Seele des Ueberlieferers verändert, getrübt, entstellt ist, oder es doch sein kann? Weißt du, wohin du mich damit treibst?

Wilhelm. Das errathe ich nicht gleich.

Julius. Zu dem trostlosen Ausspruch: die Geschichte ist nichts als eine Fabel, an die zu glauben man überein gekommen ist.

Wilhelm. Wenn es in der That so wäre, würde ich es dir nicht übel nehmen, wenn du es in der Verzweiflung einmal mit der Binde vor den Augen versuchtest, in deinem Zimmer einen recht lebhaften Sprung machtest, und dir einbildetest, du habest dich zurückversetzt in die Zeit, wo der klugmachende Baum noch keines Menschen Friede gestört hatte. Aber du kannst doch nicht wirklich meinen, daß es keine Wahl mehr gäbe zwischen dem Kinderglauben und dem Verzweifeln an allem Wissen; daß die jetzige Wissenschaft zu keinem andern Ziele führe, als zu jenem Ausspruche, den du mit Recht trostlos nennst.

Julius. Ach ja, ich besinne mich: es ist jetzt nicht mehr die Rede von einer Fabel an die zu glauben man sich geeinigt hat, sondern von verschiedenen Fabeln über die man zu keiner Einigung kommt.

Wilhelm. Und was nennst du Fabeln?

Julius. Willkürliche Erdichtungen.

Wilhelm. Und an die nicht zu glauben soll kein Fortschritt sein?

Julius. Wenn ihr nur durch euer stetes Unterwühlen der vorhandenen Vorstellungen nicht so deutlich zeigtet, daß ihr nichts anderes übrig lasset!

Wilhelm. Nichts als willkürliche Erdichtungen?

Julius. Oder auch unwillkürliche Dichtungen. Für den, der Gewißheit sucht, verschwindet der Unterschied.

Wilhelm. Unmöglich kannst du glauben, daß die kritisch sichtende Methode alle Ueberlieferung in willkürliche oder unwillkürliche Fabeln verwandle, und sonst nichts übrig lasse.

Julius. Nun ja, eine Anzahl etwa noch von ganz äußerlichen Thatsachen, die als traurige Trümmer über die Wüste des Fabelmeeres hervorragen, deren Kenntniß keinen Werth hat, weil sie unverbunden sind, und keine Anschauung im Ganzen und Großen gewähren.

Wilhelm. Siehst du wol, wie du selbst dazu kommst, den Zusammenhang, also die durch den Geist vollzogene Verknüpfung höher zu stellen als die Kenntniß vereinzelter Gegenstände, die auf einer vorgeblich untrüglichen Wahrnehmung durch die Sinne beruht? Und so verhält es sich in der That. Der relativ höchste Grad historischer Gewißheit ist da zu finden, wo der verknüpfende Geist eine bedeutsame Wirkung auf geschichtliche Thatsachen so entschieden bezieht, daß ihre Wahrheit im Ganzen und Großen einleuchtet, mögen die einzelnen Gestalten auch für noch so viele Zweifel Raum lassen.

Julius. Der Beweis dafür möchte dir schwer werden.

Wilhelm. Er ist vielmehr sehr leicht zu führen. — Damit du siehst, welchen Stürmen der Kritik die Wahrheit eines Ereignißes, wie ich es im Sinne habe, zu widerstehen vermag, so laß uns einmal einer kritischen Untersuchung eine Macht leihen, die sie in der That gewiß niemals zu üben im Stande sein wird. Es soll einer solchen gelingen, alle Ueberlieferungen von den Eroberungen und Niederlassungen der Germanen im westlichen Römerreich, ihren einzelnen Umständen nach, in Zweifel zu stellen — daß aber diese Staatengründungen Statt gefunden haben, und so, daß mit ihnen und durch sie der Anstoß zu neuen Culturerscheinungen, zu einem großen

Austausch von Lebensrichtungen, Neigungen und Sitten, zu mannigfaltigen neuen Institutionen gegeben worden ist, daß Alles dieses den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf die Entwickelung des Menschengeschlechts geübt hat — uns diese Ueberzeugung zu rauben — das soll er bleiben lassen.

Julius. Wenn du die Gewißheit auf solche Thatsachen beschränken willst, wird ihre Zahl eine sehr kleine werden.

Wilhelm. Vorläufig einmal so klein wie du irgend willst. Es ist doch auf jeden Fall ein Stück unzerstörbaren Bodens von Gewißheit, den ich deinem Verzweifeln an allem historischen Wissen entgegensetze, du magst dich nun alles Ernstes so übereilt haben, oder nur der Kritik die Schmach haben anthun wollen, sie auf den Standpunkt des Witzworts von der fable convenue zu drängen. Diese Fahne wurde aufgepflanzt zu einer Zeit, wo man die Anmaßung der bloßen, auch der ganz unbegründeten Autorität, auf allen Gebieten des Geistes Alles allein entscheiden zu wollen, immer unerträglicher fand, und mit Einem Schlage mit ihr brechen wollte. Es fehlte natürlich nicht an heftigem Widerspruch, an Spott und Zorn. Besonnene bestrebten sich das Gefährliche und Verderbliche maßloser Zweifelsucht aufzudecken; das Ansehen der Ueberlieferung in den Classikern wollten die Philologen nicht antasten lassen. Einer der bedeutendsten jener Zeit, Perizonius, hielt eine stattliche Rede gegen den historischen Pyrrhonismus, wie er die aufkommende Richtung nannte; um die Wahrheit der Geschichte des ältesten Roms zu retten, stellte er die Behauptung auf, sie sei ursprünglich in Liedern überliefert worden, ohne zu ahnen, daß er dadurch selbst an den Grundlagen des alten Autoritätsglaubens rüttelte. Denn jene Tage hatten schlechthin keine Einsicht in den tiefen und innerlichen Unterschied zwischen der in Heldenliedern und der in Annalen enthaltenen Geschichte. Merkwürdig ist es, mit welchem Leichtsinn sich die mittelmäßigen Köpfe an die hergebrachten Darstellungen anklammerten, um in ihrer Ruhe nicht gestört zu werden. Vierzehn Jahre vor dem ersten Bande jener Darstellung der römischen Geschichte, an der mit deiner Großmutter viele Andere, Franzosen und Nichtfranzosen, großes Wohlgefallen fanden, hatte der geistvolle und gelehrte Beaufort sein kleines aber bedeutsames Buch über die Ungewißheit der ersten fünf Jahr-

hunderte Roms herausgegeben; Rollin findet nichts bequemer, als von den zum Theil höchst schlagenden Nachweisungen des unverschämten Zweiflers nicht die geringste Kunde zu nehmen. Doch ich komme von unserm nächsten Gegenstande zu weit ab. Ich wollte dir sagen, daß die Anzahl jener Thatsachen, die in der Art ihrer Gewißheit mit der von mir beispielsweise angeführten übereinkommen, keineswegs so klein ist, wie du glaubst. Sie bilden eine nicht geringe Reihe, die unter eine und dieselbe bedeutende Kategorie fällt.

Julius. Und welches wäre diese Kategorie?

Wilhelm. Sie umfaßt diejenigen Ereignisse, deren Gewähr der verknüpfende Geist in Zuständen der Gegenwart findet. Der Zusammenhang der Cultur bei den romanischen und den germanischen Stämmen, wie wir ihn um uns her erblicken, das Verschiedene und das Gemeinsame darin, jenes offenbar in ursprünglichen Zuständen, dieses in gegenseitigen Berührungen wurzelnd, zeigt sonnenklar, daß die Geschichte ihres Zusammenstoßes, und alles dessen, was sich aus ihm entwickelt hat, keine ersonnene sein kann. Mit den spätern Begebenheiten sind Culturverwandlungen verknüpft, von denen immer die frühere die spätere erzeugt, bis zu den Zuständen herab, in deren Mitte wir leben. Wie sie für die Vergangenheit zeugen, erklärt die Vergangenheit sie. Der denkende Mensch will ja die erscheinenden Dinge, besonders die geistigen, nicht bloß in der Gestalt, in der sie sich seiner Betrachtung unmittelbar darbieten, sondern auch wie sie was sie sind, geworden sind, begreifen; er will die Verwandlungen, die sie erfahren haben, die Beschaffenheiten und Formen, durch welche sie hindurch gegangen sind, so weit als möglich, zurück verfolgen.

Julius. Es ist dies wol die größte Aufgabe und das höchste Ziel der Geschichte.

Wilhelm. So möchte ich es nicht gerade nennen; gewiß ist es aber eine ihrer größten Aufgaben; es werden hier Probleme gestellt, deren Lösung außerordentlich lohnend und fördernd ist. Du siehst nun, daß es Berichte gibt, die durch untrügliche außerhalb der Ueberlieferung liegende Beweise gegen jeden Zweifel geschützt sind. Vollends entschieden und überzeugend zeigt sich diese Gewähr, wenn sie nicht auf eine Reihe von Verwandlungen gebaut werden muß, sondern Vergangenheit und Gegenwart eine unmittelbare Vergleichung zulassen.

Julius. Gibt es Fälle einer solchen Gleichheit?

Wilhelm. Ich will dich nur an Möser erinnern, der Manches, was Tacitus von den alten Germanen berichtet, durch Sitten und Gewohnheiten der norddeutschen Bauern seiner Tage erwiesen fand.

Julius. Das Alles bezieht sich auf die Zustände der Völker, nicht auf ihre Geschichte. Wenn du von Zuständen reden wolltest, brauchtest du nicht die Beobachtung eines einzelnen Mannes für dich anzuführen. Alle Culturvölker, welche Denkmale hinterlassen haben, geben der Nachwelt in ihnen Kunde von ihren Zuständen.

Wilhelm. Ganz richtig, und ich hätte auch daher einen Beweis vom fortdauernden Leben der Vergangenheit in der Gegenwart nehmen können. Aber die Anwendung, die du von deinem Satze machst, ist eine zu beschränkte. Denn hängen nicht Zustände und Geschichte innig zusammen? Oder vielmehr sind nicht Zustände auch Geschichte? Vielleicht sind sie sogar ihr vornehmster und beachtenswerthester Theil. Und ferner läugne ich, daß in den Denkmalen nicht auch die Gewähr für eigentliche geschichtliche Thatsachen liegt. Was von den Großthaten der alten Griechen berichtet wird, und von der Gesinnung, mit welcher sie vollbracht wurden, ist deutlich erwiesen durch die Denkmale ihrer Kunst und Litteratur.

Julius. Das ist eine Art von Geschichte, die dir genügt, nicht aber mir und unzähligen Andern. Du hältst die Dinge nur in ihren großen Umrissen für erkennbar, nur diese für wahr. Alle Detailkenntniß verwirfst du.

Wilhelm. Dergleichen hätte ich behauptet?

Julius. Freilich hast du das, wenn auch nur mittelbar. Denn ist nicht alle Detailkenntniß nur aus der Ueberlieferung zu schöpfen?

Wilhelm. Allerdings.

Julius. Und hast du nicht von der durch keine sonstigen Beweise unterstützten Ueberlieferung behauptet: es sei aus ihr, wegen der stets nothwendigen Zuthat der subjectiven Auffassung und Verknüpfung, kein objectives Ergebniß zu ziehen?

Wilhelm. Ein großes Mißverständniß, hervorgegangen aus dem Sprunge, den du in einer ziemlich leidenschaftlichen Uebereilung machtest, wie denn eine gegen die Kritik gerichtete Stimmung gewöhn-

lich etwas leidenschaftlich gefärbt ist. Auf der einen Seite ist deine irrige Folgerung schon entkräftet durch die Sicherheit der unmittelbaren Wahrnehmung in der Gegenwart. Laß uns nun näher betrachten, wie es mit der Ueberlieferung steht. Der Act der subjectiven Auffassung in ihr zersetzt und verflüchtigt ihren objectiven Gehalt keinesweges, oder wenigstens nur in seltenen Fällen; aber er verändert und färbt ihn; er rückt seine einzelne Momente in eine Ordnung, er setzt sie in eine Beziehung, die aus ihm selbst stammt. Hier beginnt nun das Geschäft der wahren historischen Kritik, ein noch viel umfassenderes als das, welches wir vorhin beschrieben. Denn es geht nicht bloß auf die Lücken, sondern auf das gesammte geschichtliche Wissen. Es kommt dann darauf an, das Gegenständliche, von seiner subjectiven Zuthat entkleidet, so rein als möglich auszusondern und hinzustellen.

Julius. Ich will die Frage, in wie fern und wie weit dies möglich, fürs erste bei Seite lassen, und zuvörderst die aufwerfen: wenn die subjective Zuthat, wie du behauptest, eine nothwendige Bedingung jeder geschichtlichen Auffassung und Erkenntniß ist, welchen Werth haben dann die durch die kritische Behandlung ausgesonderten Stücke, die nach dieser Voraussetzung nur form- und farblose Atome sein können?

Wilhelm. Das sind sie keinesweges. Atome magst du diese Bestandtheile immerhin nennen, aber es steckt in ihnen etwas von Form und Farbe, was nur in das rechte Licht und in den rechten Zusammenhang gebracht sein will. Sie verhalten sich zu diesem Zusammenhange wie die vereinzelte reale Erscheinung zur Idee, deren Erkenntniß der Mensch nicht aus den erscheinenden Dingen in ihrer Vereinzelung, sondern aus seinem Geiste zu schöpfen hat.

Julius. Auf diese Weise würde das Subjective und das ideale Moment dasselbe sein.

Wilhelm. O nein! das Subjective bezieht sich auf das Organ, vermittelst dessen die Geschichte ihre Form und Gestalt erhält, das ideale Moment auf den Inhalt der Thatsache außer ihrer äußern Erscheinung.

Julius. Dieser ideale Bestandtheil wird also gewonnen, indem die Dinge, wie du sagst, in den rechten Zusammenhang gerückt

werden. Es ist also die kritisch auflösende Operation nur eine erste, vorbereitende; und damit die rechte Geschichte entsteht, muß eine zweite, die Atome wieder verbindende eintreten.

Wilhelm. Wie könnte das wol anders sein? Nur daß die Atome weg geworfen werden, deren Wesenlosigkeit die Kritik erwiesen hat.

Julius. Nun hat es doch aber seit drei Jahrhunderten und darüber eine historische Kritik gegeben. Mindestens seit dieser Zeit hat man in den Bearbeitungen der alten Geschichte das ganz Unwahrscheinliche oder ganz Unglaubliche ausgeschieden, man hat unter verschiedenen Berichten den in sich wahrscheinlichsten gewählt; aber darum nicht geglaubt, das Vorhandene, als sei es noch nie dargestellt, in seine Urbestandtheile auflösen zu müssen, um es ganz von neuem wieder zusammenzusetzen.

Wilhelm. Weil man aus übermäßiger Scheu vor der Autorität der Ueberlieferung die Gründe ihres Anspruchs auf zweifellose Gewißheit nie scharf untersuchte, und daher auch die Kritik ohne feste Grundsätze nur fragmentarisch, willkürlich und äußerst furchtsam übte.

Julius. Ich dagegen muß es weise finden, daß man das wohlgefügte Gebäude der Ueberlieferung nicht abzutragen trachtete, sondern sich begnügte, Herstellungen und Verbesserungen vorzunehmen, wo das Bedürfniß ein unabweisbares war.

Wilhelm. Aber das Gebäude ist eben in seinen Haupttheilen keineswegs ein so wohlgefügtes, wie es von außen betrachtet erscheint. Laß uns einmal bei der römischen Geschichte stehen bleiben, da du gleich Anfangs ein Beispiel von ihr hergenommen hast. Dein, oder wenn du lieber willst, deiner Großmutter Rollin würde schon in seinen ersten Bänden zwischen Livius, Dionysius und Plutarch ins Gedränge gekommen sein, wenn er sich nicht von gelehrten Vorgängern hätte leiten lassen. Wie sieht es aber erst aus in den Zeiten, wo der sonst am weitesten reichende Livius ganz verloren ist! Der zusammenhängende Faden, den da einige im Alterthum gemachte Auszüge darbieten, ist höchst dünn und dürftig; alles Ausführliche und Lebensvolle besteht in größeren und kleineren Bruchstücken, welche moderne Bearbeiter nach ihren Annahmen und Vorstellungen geordnet und verknüpft haben. Keiner hat dies ansprechender, geschickter und mit

größerem historischen Talent gethan, als Freinsheim in seinen Ergänzungen des Livius. Die Bausteine hat er nicht selbst zusammengetragen; er hat sie empfangen aus der Hand des Pighius, welcher in den drei Folianten seiner römischen Annalen mit einem Umfang der Belesenheit und einem beharrlichen Fleiße, welche man bewundern muß, Alles zusammengetragen hatte, was in seiner Zeit vorhanden war. Aber die Verbindung und die Restauration der Bruchstücke gehört ganz Freinsheim, dem zu folgen so ziemlich Alle, welche bis auf den Anfang unsers Jahrhunderts Römische Geschichte geschrieben, äußerst bequem gefunden haben. Auch Crevier, Rollins Fortsetzer, obgleich philologisch ungleich gelehrter als dieser, hält sich ganz an Freinsheim, nur daß er ihn in französischer Weise paraphrasirt, zuweilen die Anordnung etwas verändert und moralische Betrachtungen einstreut. Nach deiner Meinung müßte man es allen diesen sanften Nachwandlern Dank wissen, daß sie beim Hergebrachten stehen geblieben sind. Aber der Schein, daß sie einer festen und sichern Ueberlieferung folgen, ist, wie du siehst, ein täuschender, und doch wird die Kritik, die ihn aufzuheben trachtet, oft eine neuerungssichtige, verwegene und überflüßige genannt. Ich rede dabei noch gar nicht einmal von dem, was in ähnlicher Art schon im Alterthum geschah. Viele andere Beispiele von Gebäuden historischer Darstellungen, an deren Festigkeit man mit Unrecht glaubt, könnte ich noch anführen!

Julius. Du hast da Dinge gesagt, die dem Laien freilich entgehen.

Wilhelm. Wenn du die wirklich oft erstaunliche Abhängigkeit moderner Schriftsteller von berühmten Vorgängern im Sinne hast, so haben auch viele Historiker vom Fach sich nicht sonderlich damit befaßt, was ich ihnen nicht vorwerfen will, denn für die Errichtung neuer Gebäude aus echtem und bewährtem Baustoff verschlägt es wenig. Mir ist Manches dieser Art aufgestoßen, als ich in früheren Jahren Stoff zu einer Geschichte der Entwickelung und der Schicksale der Geschichtschreibung sammelte, und damit wol mehr Zeit verdarb, als nützlich anwandte. Und doch muß ich sagen: zu einer rechten Einsicht in das Verhältniß des objectiven Stoffs zu seiner subjectiven Abspiegelung ist eine solche Geschichte unentbehrlich.

Julius. Laß uns aber auf den Punkt zurückkommen, wo ich

vom Wege ablenkte, als du von dem Geschäfte der Kritik sprachst, aus den geschichtlichen Darstellungen die subjectiven Zuthaten hinweg zu nehmen. Ich bin begierig zu erfahren, welches Verfahren sie dabei einschlägt.

Wilhelm. Das gäbe Stoff zu einem ganzen Buche.

Julius. Ein Capitel daraus solltest du doch zum Besten geben!

Wilhelm. Nachdem ich einmal so weit gegangen bin, werde ich das wol müssen, obschon ich im Grunde nur Dinge, die alle Welt weiß, oder wissen könnte, und die schon vielfach verhandelt sind, in den Gesichtspunkt von dem wir ausgingen, bringen kann. Vorausschicken muß ich die Bemerkung, daß es Formen der Ueberlieferung und eine Classe von Thatsachen gibt, welche herausfallen aus dem Bereiche des von dir gestellten Problems, weil von einem subjectiven Bestandtheil bei ihnen gar nicht die Rede sein kann.

Julius. Welche meinst du?

Wilhelm. Die Formen der Ueberlieferung, welche ein reines Factum, ganz als solches, ohne irgend eine Beziehung zu einem andern, nur als Zeugniß des Geschehenen und Verhandelten, zu unwandelbarer Befestigung im Gedächtniß hinstellen: Gesetze, Verträge und ähnliche Urkunden. Hier haben wir wirklich Atome der Geschichte vor uns, die eben darum, weil sie es sind, eine objective Beschaffenheit haben. Ohne durch eine subjective Betrachtung hindurch gegangen zu sein, sind sie zu uns gelangt; daher gebührt ihnen vor der abweichenden Angabe eines Schriftstellers immer der Vorzug.

Julius. Dies ist gewiß nie geläugnet worden.

Wilhelm. Aber man hat früher nicht entfernt die Mühe wie jetzt angewandt, Urkunden aus dem Staube zu ziehen, den objectiven Stoff in ihnen aufzusuchen und ihn mit dem Inhalt der Schriftsteller zu vergleichen.

Julius. Die Urkunden bieten also, um deine Sprache zu reden, die der Form nach objectivsten Thatsachen dar; welche sind es, die ihrer Natur nach diesen Rang einnehmen?

Wilhelm. Die aus einer historischen Zeit und in einer solchen überlieferten Nachrichten von bedeutenden Ereignissen, die so zu sagen, vor den Augen aller Welt vorgegangen sind. Wenn diese im Großen und Ganzen betrachtet werden, läßt sich gegen ihre unbedingte

Gewißheit nichts einwenden. Wir haben von einer Schlacht gesprochen; ich habe behaupten müssen, daß es unmöglich sei, den Zusammenhang aller ihrer einzelnen Momente mit dem Ganzen zweifellos festzustellen. Wie sich oft selbst Augenzeugen über die entscheidenden Momente täuschen können, beweisen die falschen Vorstellungen, die man nicht selten viele Jahre über den Gang großer Treffen gehegt hat, bis eine kaum mehr erwartete Enthüllung der Wahrheit gekommen ist. Wie oft ist sie aber auch gar nicht gekommen! Wie oft hat sie der Natur der Sache nach nie kommen können! Werden aber darum die aus glaubwürdigen Zeugnissen stammenden Nachrichten von denselben Treffen, die sich auf die Angabe beschränken, zwischen welchen Heeren, wo und wann sie vorgefallen sind, irgend einem Zweifel unterliegen können? Aus diesem Beispiele siehst du leicht, von welcher Art die in Geschichtschreibern enthaltenen Thatsachen sind, deren objective Gewißheit eben so feststeht, wie die der aus Urkunden geschöpften. Von einer andern sehr zahlreichen Classe von Begebenheiten wird sich sagen lassen, daß sie sich diesem Grade von Gewißheit sehr nähern; und so wird es immer weiter führende Abstufungen geben bis zu der Grenze hin, jenseits welcher Alles von den aus der Seele des Geschichtschreibers oder seinen Zeugen stammenden Verknüpfungen durchzogen sein muß.

Julius. Aber die Kritik soll doch wohl nicht bloß hier, sondern auch bei jenen nackten Thatsachen ihre Anwendung finden.

Wilhelm. Ohne Zweifel hat die Kritik dies doppelte Geschäft. Da wo die Ueberlieferung verdunkelt und ungewiß ist, wo sich Widersprüche in ihr finden, muß sie die Wahrheit des äußerlich Thatsächlichen zu ermitteln trachten; und zweitens ist ihr die Aufgabe gestellt, in jene subjectiven Beziehungen einzudringen und ihren relativen Werth festzustellen. Das die letztere Arbeit die schwierigere und die lohnendere, weil zu wichtigeren Aufschlüssen führende ist, versteht sich von selbst. Zur Lösung besonders dieser höhern Aufgaben hat die Kritik das Maß der Glaubwürdigkeit, welches den Schriftstellern, vermöge ihres Standpunktes, ihrer Einsichten der Quellen, die ihnen zu Gebote standen, zukommt, zu ermitteln; sie soll zu errathen suchen —

Julius. Ich muß dich hier unterbrechen, um dir eine unnöthige Mühe zu ersparen. Du hast übernommen zu zeigen, wie die

Kritik der neuen historischen Schule verfährt, um die Scheidung der objectiven und subjectiven Bestandtheile in der Ueberlieferung zu vollziehen. Nun schilderst du aber ein wohlbekanntes, längst angewandtes Verfahren bei der Untersuchung und Ermittelung der geschichtlichen Wahrheit. Du wirst doch nicht der neuen Weisheit dieses Verfahren wie eine Entdeckung, die sie gemacht, vindiciren wollen?

Wilhelm. Ich erwiedere zuerst, daß es mir nicht eingefallen ist, die Mittel zur Vollziehung einer vollständigen Scheidung der Bestandtheile zu verheißen; es liegt in der Natur der Sache, daß nur Annäherung in der Lösung dieses Problems möglich ist. Zweitens ist es allerdings richtig, es ist eine allbekannte Thatsache, daß schon die Alten verschiedene Nachrichten über dieselbe Begebenheit mit einander verglichen, um der nach ihrer Meinung glaubwürdigsten den Vorzug zu geben. Die historische Kritik ist sogar noch älter als Thucydides; wir können sie auf Hekatäus und Herodot zurückführen. Aber es war eine weit mehr nach zufälligem Belieben als noch festen Grundsätzen geübte Kritik. Sie verwarf oder nahm an nach ganz subjectiven, unbestimmten oder schwankenden Vorstellungen von dem was glaubwürdig und was es nicht sei. Sie wußte die Eigenthümlichkeiten der Zeiten, in denen die Ueberlieferung entstand, nach ihrer Wesenheit nicht zu unterscheiden. Und so sind die Dinge ziemlich geblieben bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts.

Julius. Hat man denn nicht schon früher den Satz aufgestellt, daß die im eigentlichen Sinne gewiß zu nennende, von den unvermeidlichen Mängeln der mündlichen Tradition befreite Geschichte erst da beginnt, wo gleichzeitige Begebenheiten aufgezeichnet werden? Soll ich dich an den Ausspruch Hume's erinnern, daß die erste Seite des Thucydides der Anfang der wirklichen Geschichte ist.

Wilhelm. Deine Erinnerung kommt mir sehr gelegen. Denn sie liefert den Beweis, wie ungenau, ja wie unbesonnen die Kritik jener Tage verfuhr. Hume setzt ja wohl hinzu: alle frühern Erzählungen seien so mit Fabeln vermischt, daß der Philosoph sie den Ausschmückungen der Dichter und Redner überlassen müsse.

Julius. Ganz recht. Die Stelle steht in der Abhandlung von der Bevölkerung in den alten Staaten.

Wilhelm. Sieh nun zu, ob der Ausspruch wol als kritischer

Kanon zu gebrauchen ist. Hume will offenbar weit mehr von dem Vorzuge der weit fortgeschrittenen Zeit sprechen als von dem besondern des Thucydides. Alles in der Ueberlieferung, was dieser Zeit vorangegangen ist, verwirft er völlig skeptisch; mit ihr aber beginnt die wahre Geschichte. Wenn nun Einer hiernach den Diodor für einen glaubwürdigern Historiker halten wollte, als den Herodot, in welch einen schweren Irrthum würde der gerathen! Nur in so fern kann ich in dem Satze einen kritischen Fortschritt finden, als er die Zeugnisse aus verschiedenen Perioden als Massen einander entgegenstellt. Denn jene Zeit war fast immer dabei stehen geblieben, die Berichte über einzelne Thatsachen bei verschiedenen Autoren mit einander zu vergleichen, und nach gewöhnlich willkürlichen und oberflächlichen Voraussetzungen, die sich aber wieder nur auf den einen Fall bezogen, die Entscheidung zu treffen, wobei man sich besonders freute, wenn man einen gewissen Mittelweg der Ausgleichung gehen konnte, so daß man jedem Zeugen ein Stück der Wahrheit zutheilte. Eine höchst unkritische Methode, welche die wirkliche Wahrheit nicht herausbringen konnte, weil sie mit ihr marktete und feilschte. Weil man selten oder nie die Treue, den Scharfblick, den Standpunkt eines Autors als ein Ganzes, ein in sich mit Nothwendigkeit Zusammenhängendes faßte, sah man auch nicht ein, daß die historische Darstellung oft einen Hauptzeugen durchaus und gänzlich zu Grund legen muß, die übrigen Berichte aber nur etwa als Ergänzungen, nicht als Berichtigungen gebraucht. Es fehlt zwar in ältern Büchern nicht an Vergleichungen einzelner Autoren in allgemeinen Urtheilen, aber von praktischer Anwendung derselben läßt sich wenig spüren. Erst die Kritik des letzten Menschenalters hat durch Anwendung dieses Grundsatzes bedeutende Ergebnisse erzielt. Kommt es nun aber erst darauf an, von einem für uns ältesten Bericht auf dessen verloren gegangene Quellen und deren Beschaffenheit, von welcher doch seine Glaubwürdigkeit abhängt, zurückzuschließen; so hat sich die ältere Methode auf solche Untersuchungen wenig oder gar nicht eingelassen.

Julius. Es ist also wohl eine neue Entdeckung, daß unter den auf uns gekommenen Geschichten Alexanders die Darstellung Arrhians darum den Vorzug verdient, weil er den beiden glaubwürdigsten Zeugen, dem Aristobulus und dem Ptolemäus, folgt.

Wilhelm. Du nennst dich einen Laien, und bist doch gar nicht übel gerüstet zum Streite. Indeß beweist dieses Beispiel nicht viel, denn Arrhian weis't an mehreren Orten selbst so entschieden auf die Wahrheitsliebe jener Geschichtschreiber hin, daß ich nicht weiß, wie die moderne Kritik es hätte anfangen wollen, dieß zu ignoriren. Auf den großen Abstand in der Wahrheitsliebe bei den Begleitern Alexanders, die seine Thaten beschrieben, weisen auch die Stellen anderer alten Autoren, die auf uns gekommen sind, hin. Daß die Alten überhaupt historische Kritik zu handhaben wußten, wenn auch keine ausreichende, habe ich schon bemerkt, und schwerlich gab es einen Gegenstand bei dem sich ihre Nothwendigkeit mehr von selbst aufgedrängt hätte, als bei den Wunderthaten Alexanders. Die Aufgabe, welche den Modernen vorliegt, beschränkt sich nicht darauf aus der Beschaffenheit der Quellen, die ein alter Schriftsteller citirt, den Werth seiner Nachrichten zu bestimmen. Man soll aus der Beschaffenheit der Berichte auch die Quellen, die der Autor nicht nennt, zu erkennen suchen, und damit hat sich die ältere Kritik nicht befaßt.

Julius. Ist es denn nicht ein Cirkelschluß, wenn man aus der Beschaffenheit der Nachricht die Quelle, und aus dieser den Werth der Nachricht bestimmt?

Wilhelm. Wenn man sich nicht vorsieht, kann dergleichen wohl vorkommen. Oft ist aber auch schon die Gewohnheit des Autors, diese oder jene Quelle zu befragen, hinreichend, sie zu errathen.

Julius. Und von wie manchen Schriftstellern, die unsere Nachrichten anführen, wissen wir nichts als die nackten Namen.

Wilhelm. Mit denen läßt sich freilich nichts anfangen. Ich habe aber auch gar nicht gesagt, daß die Methode überall zu dem gesuchten Ergebniß führt. Zuweilen ist es auch schon erheblich, nur die Classe der Quellen, aus denen die uns zugänglichen Autoren geschöpft haben, zu erkennen, und dies wird gewöhnlich nicht sehr schwer sein.

Julius. Immer aber kommen wir damit nicht zu dem, was wir eigentlich suchen — wenn auch nicht zur bestimmten und sichern Zerlegung der Ueberlieferung in ihre Bestandtheile, doch zu einer Annäherung daran.

Wilhelm. Ich dächte doch. Wenn wir einen Geschichtschreiber recht genau kennen gelernt haben, so können wir Schlüsse machen auf

das Verhältniß der Dinge selbst zu ihrer Abspiegelung in seinem Geiste.

Julius. Zu der überaus feinen Kunde von der Seelenbeschaffenheit des Geschichtschreibers, welche hierzu erforderlich ist, haben wir äußerst selten Mittel.

Wilhelm. Das beste Mittel zu einer Kunde, wie wir sie gebrauchen, zu gelangen, haben wir immer, nämlich seine Werke. Auf deren Grundlagen hat die Kritik Untersuchungen über den wissenschaftlichen und auch über den sittlichen Character von Geschichtschreibern angestellt, und daraus höchst beachtenswerthe Folgerungen über das Maß ihrer Glaubwürdigkeit gezogen. Und wodurch anders bestimmt sich denn dieses Maß, als durch das Verhältniß der Subjectivität des Schriftstellers zur objectiven Thatsache?

Julius. So viel ich sehe, ist das Ergebniß solcher Untersuchungen fast immer negativer Art. Wir lernen daraus, was wir nicht glauben sollen, sehr selten aber, was wir glauben sollen.

Wilhelm. Auch dieses, wenn wir Berichte Anderer, die viel wahrscheinlicher lauten d. h. uns der objectiven Wahrheit viel näher zu stehen scheinen, mit denen des zu prüfenden Autors vergleichen können. Setze einmal, es wäre uns dadurch gelungen, ihn in drei, ihrer Art nach gleichen Fällen zu berichtigen. Werden wir dann nicht einen vierten Fall derselben Art, wo wir nur ihn selbst befragen können, nach dem Gesetze der Analogie berichtigen dürfen, da wir sehen, daß er vermöge seiner subjectiven Beschaffenheit eine gewisse Gattung von Vorfällen immer in einem unrichtigen Lichte sieht.

Julius. Aber mit äußerster Vorsicht wird man dabei zu Werke gehen müssen, um nicht in schwere Täuschungen zu verfallen. Doch wir sind damit noch nicht am Ende der Schwierigkeiten. Denn wenn der Bericht, ehe er zum Autor gelangt, der für uns die primitive Quelle geworden ist, durch verschiedene Köpfe gegangen ist, wie in unzähligen Fällen — wie verhält es sich dann mit der auffassenden Subjectivität des Urzeugen? Werden wir es wagen, in diesen Spiegelungen, in dem immer trüber und dunkler gewordenen Lichte, welches sie darbieten, den Gegenstand von dem Mittel, durch welches wir ihn erblicken, zu unterscheiden?

Wilhelm. Sieh nur wie wir die Rollen getauscht haben! Du

bist in Bezug auf die Möglichkeit unbedingter geschichtlicher Erkenntniß unvermerkt auf die Seite der schärfsten Kritik, ja eigentlicher Zweifelsucht getreten. Aber, in meiner oder in deiner ursprünglichen Rolle, ich antworte auf deine Frage: wir werden zuweilen so kühn sein dürfen, auch dieses Wagstück zu unternehmen, und nicht ohne Erfolg. Im Ganzen befinden wir uns aber hier allerdings auf einem häkeligen Gebiete, wo man leicht strauchelt. Laß uns sehen, ob wir nicht ein sichereres, zuverlässigeres finden. Die Unsicherheit, die uns dort hemmt, stammt daher, daß, indem wir nach Gesetzen suchen, uns das ganz Subjective und Persönliche entgegentritt, welches sich durch die Unendlichkeit, die Unberechenbarkeit, das Unausmeßbare seiner mannigfaltigen Gestalten allgemeinen Gesetzen entzieht. Und in dem allgemein Menschlichen fällt wieder die Besonderheit der Auffassung, die wir unter Gesetze bringen möchten, weg. Es gibt aber etwas zwischen den menschlichen Individuen und dem ganzen Geschlechte in der Mitte liegendes.

Julius. Du meinst die Besonderheiten der Völker und der Zeiten.

Wilhelm. Ganz richtig. Hier werden sich Besonderheiten in der Auffassung des Historischen finden, in welchen sich Gesetze entdecken lassen. Die Vorstellungen von den geschichtlichen Begebenheiten und Zuständen und von dem Geiste, der in ihnen lebt, weichen in verschiedenen Perioden und unter verschiedenen Völkern sehr von einander ab; innerhalb derselben zeitlichen und räumlichen Gebiete zeigen sie aber eine große Uebereinstimmung. Wie ein Volk in einem bestimmten Zeitabschnitte denkt und empfindet, wie es das Verhältniß der irdischen Dinge zu irgend welchen übermächtigen und übersinnlichen auffaßt, nach seinen Begriffen von Recht und Unrecht, vom Sittlichen und Unsittlichen, vom Schönen und Häßlichen, sieht es Ereignisse und Charaktere an, und gibt ihnen unbewußt das Maß und die Gestalt, in welchen sie in die Welt seiner geistigen Anschauungen fallen, aufgefaßt und begriffen werden können. Hier haben wir also auch Spiegel, welche das hineinfallende Object in besonderer Weise reflectiren und es dadurch verändert erscheinen lassen, aber Spiegel, deren Verhältniß zu den Urbildern sich weit eher auf Normen bringen läßt, als bei Individuen. Und noch weit mehr als für

die Völker lassen sich solche Gesetze auffinden für die Zeitmassen, da die ersteren oft nur als Unterabtheilungen der letzteren zu betrachten sind. Denn in den frühern Perioden bringt das gleiche Verhältniß zur Natur eine große Aehnlichkeit der Auffassungen hervor, und in die spätere Entwickelung der europäischen Bildung hat die Abhängigkeit von den Formen der antiken Welt und von den Ideen des Christenthums viel Gleichartiges gebracht. Hiernach werden wir nun die früheste Entwickelungsstufe der Culturvölker ins Auge zu fassen haben.

Julius. Das heißt doch die erste, die wir wirklich kennen.

Wilhelm. Natürlich. Mit Speculationen über die Urzeit, denen nichts Thatsächliches zu Grunde liegt, wollen wir uns nicht befassen. Den Charakter jener Stufe wirst du doch mit mir als den naiven und instinktiven betrachten.

Julius. Kein Zweifel, daß dies die richtige Bezeichnung ist. Und wie spiegeln sich nun auf dieser Stufe die Begebenheiten ab?

Wilhelm. Um es mit einem Worte zu sagen: die Geschichte wird auf dieser Stufe als Mythus geboren. Es kommt auf die Zurückübersetzung aus ihm in die Wirklichkeit des Objects an.

Julius. Dachte ich's doch, daß die vielversuchte und trotz alles Scheiterns immer wieder anlockende Mythenerklärung in deinen Beweisen und Schlüssen nicht fehlen würde! Mich hat sie zu oft zum Besten gehabt, als daß ich nicht gegen einen neuen Versuch, sie mir aufzureden, gepanzert sein sollte. Da ich aber begierig bin zu sehen, wie du sie aus den Gesetzen, deren Mittheilung du versprichst, ableiten wirst, so will ich deiner weitern Entwickelung folgen.

Wilhelm. Wohl denn! Laß es dich nicht verdrießen, wenn wir Schritt vor Schritt gehen, und ein wenig sokratisiren. Du wirst doch den Satz zugeben: daß die Thatsache sich zur Ueberlieferung verhalten muß, wie die objective Wahrheit zur Vorstellung in dem Ideenkreise, in welchem die Ueberlieferung entstanden ist?

Julius. Freilich.

Wilhelm. Zur wahren Beschaffenheit der Objecte wird man also nur gelangen können durch Einsicht in diesen Ideenkreis.

Julius. Gewiß nur dadurch.

Wilhelm. Was aber innerhalb dieses Kreises vorgeht, wird

doch nur die besondere Erscheinung allgemeiner menschlicher Richtungen und Bedürfnisse sein?

Julius. Allerdings.

Wilhelm. Gehört nicht zu solchen Bedürfnissen des Geistes, bei allen geschichtlichen Erscheinungen das Verhältniß von Ursache und Wirkung zu erkennen!

Julius. Darauf ist der Mensch gewiß auf allen Bildungsstufen begierig.

Wilhelm. Und in den vom Instinct beherrschten Zeiten ist dies Bedürfniß sogar so groß, daß ihm die Angabe einer Wirkung ohne die der Ursache als etwas ganz Nichtiges erscheint. Wo die Ursachen nicht unmittelbar in der Erscheinung selbst liegen, ergänzen solche Geschlechter ihre Anschauungen und Ueberlieferungen vermöge eines unmittelbaren Geistesacts, ohne alle Reflexion, aus ihrer Gedankenwelt. Und werden sie nicht der Beschaffenheit ihrer Geistesentwickelung gemäß immer geneigt sein, eine sinnlich hervortretende Thatsache auf ein nicht minder sinnlich hervortretendes Moment zurückzuführen?

Julius. Das wird sich ohne Zweifel so verhalten.

Wilhelm. Und der außerordentlichen That werden sie eine außerordentliche Ursache geben. Nicht wahr?

Julius. Ja wohl.

Wilhelm. Was dünkt dich nun? Sollen wir die, bei so vielen Dichtern jener Tage außerordentliche Begebenheiten immer begleitenden Göttererscheinungen als einen von ihrer Reflexion ausgehenden Erklärungsversuch begreifen, oder als entsprungen aus einem Geistesact, welcher Ursache und Wirkung unmittelbar verknüpft.

Julius. Daß das Letztere das Richtige ist, kann keinem aufmerksamen Leser Homers zweifelhaft sein.

Wilhelm. Sage lieber: es hätte einem rechten Leser Homers nie zweifelhaft sein sollen; denn viele haben sich etwas ganz anderes aus ihm heraus gelesen.

Julius. Von welchen falschen Deutern Homers sprichst du?

Wilhelm. Von denen, die meinen, Homer und andere Dichter hätten in der Sage nichts vorgefunden, als die einfache That, der sie als willkürlich erfindende Poeten anmuthig lautende Wunder hin-

zugefügt hätten, wie einen äußerlichen Schmuck, und zur Anregung der Phantasie der Zuhörer, wobei ihnen der von Priestern vorbereitete und emsig genährte Aberglaube zu Hülfe gekommen sein soll. Dieser falschen Theorie der willkürlichen poetischen Zuthaten hat die Welt eine unübersehbare Masse verunglückter Epopöen zu danken, indem man im Sinne Homers zu dichten glaubte, wenn man eine natürliche Geschichte mit geschmacklos ersonnenen Wundern verbrämte. Und unzählige verkehrte Auslegungen der Götter- und Heroengeschichte stammen aus derselben Theorie. Aber sie war freilich nicht die einzige Quelle solcher Irrthümer.

Julius. Welche andere hast du noch im Sinn?

Wilhelm. Die seit Alexanders Zeiten aufgekommene unglückliche Hypothese, die man nach ihren Urheber den Euhemerismus nennt, wonach bekanntlich die Geschichte der Götter entstanden sein soll aus den Begebenheiten von Menschen, die man nach ihrem Tode wegen ihrer schöpferischen Thaten und großen Verdienste zu Göttern erhob. Ich kenne keinen Wahn, der auf dem Gebiete der Geschichte so viel Unheil gestiftet hat, wie dieser, weil der große Beifall, den er fand, den Weg zur richtigen Erkenntniß der ältesten Zeiten verschloß. Beide verkehrte Ansichten stammen aus einem und demselben Irrthum.

Julius. Ich sehe noch nicht, was sie mit einander gemein haben.

Wilhelm. Daß sie das, was ursprünglich Eines ist, die göttliche Kraft, die in ihren Wirkungen geschaut und begriffen wird, auseinanderreißen, und einen natürlichen und einen übernatürlichen Bestandtheil darin unterscheiden wollen, von welchen sie den letztern einer willkürlichen Reflexion zuschreiben. Das Göttliche ist aber in seiner untrennbaren Einheit das Ursprüngliche, das mit dem Menschen unmittelbar in die Geschichte eintritt, wie nach dem Bibelwort Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat. Um aber das ganze Irrsal jener Hypothese und aller falschen Auslegungen, die aus ihr entsprungen sind, zu übersehen, müssen wir noch eines andern Mißverständnisses gedenken, welches der Euhemerismus in der Erklärung der alten Zeit sich zu Schulden kommen läßt. Er verkennt nämlich nicht nur, daß dieser das Geistige zum Sinnlichen, sondern auch daß ihr das Collective zum Einzelwesen wird.

Julius. In der Mythologie hat man dies wol längst erkannt.

Wilhelm. Aber in der historischen Mythologie hat man lange aus dieser Wahrheit keineswegs die Folgerungen gezogen, die sich auf die fruchtbarste Weise aus ihr entwickeln lassen. Die Auffassung der Geschichte im Jugendalter der Menschheit ist auch darin poetisch, daß sie wie die Poesie individualisirt. Und diese beiden Tendenzen, die nahe verwandt sind, die versinnlichende und die individualisirende, erzeugen in ihrer Vereinigung den Mythus.

Julius. Soweit bin ich ganz mit dir einverstanden, und man kann auch sagen: diese Geistesthätigkeiten symbolisiren die Erscheinungen.

Wilhelm. Vorausgesetzt, daß man sich dabei vor dem nicht selten vorkommenden Mißverständnisse hütet, das Symbol für ein conventionelles, willkürliches Zeichen zu halten; daß man nicht glaubt, diejenigen, welche die symbolische Sprache redeten und vernahmen, hätten in ihren Gedanken das Sinnbild und die bezeichnete Sache getrennt. Wenn aber das Symbol gedacht wird als ein die Fülle der darin liegenden Idee unmittelbar Enthaltendes, als ein die zerstreuten vereinzelten Erscheinungen nicht bloß Bezeichnendes, sondern zugleich in sich Begreifendes, dann habe ich gegen den Ausdruck nichts einzuwenden.

Julius. Aber es ist sehr schwer sich in eine Anschauungsweise zu versetzen, aus welcher das so beschaffene Symbol hervorgeht.

Wilhelm. Kein Wunder wahrlich, daß wir das nicht vollständig können, denn es steht uns dabei immer unser begriffliches Denken, in welchem das dort Zusammengeschmolzene getrennt vorhanden ist, im Wege. Aber wir sollen ja auch gar nicht Symbole selbstthätig erzeugen; nur begreifen sollen wir sie und ihr Verhältniß zur objectiven Wahrheit im Großen und Ganzen. Wenn man dem Mythus die in seiner Natur liegenden Voraussetzungen, das Riesenhafte seiner Dimensionen, das Wunderbare und Uebernatürliche zugibt, ist Alles im Zusammenhang und mit sich selbst übereinstimmend. Die euhemeristische Vorstellung dagegen glaubt alle mythischen Erzählungen als solche auf Wahrheit zurückführen zu können, wenn sie von dem Außerordentlichen so viel abschneidet, daß es ein menschlich begreifliches Maß nicht übersteigt, und das Wunder entweder ganz

tilgt oder, wie der Ausdruck lautet, natürlich erklärt. So spannt sie die poetischen Erzählungen in ihren prosaischen Rahmen, daß die zusammengeschnürten, verstümmelten Leiber der idealen Gestalten sich nur noch kümmerlich bewegen. Die großen Verhältnisse sind verloren gegangen; was dort harmonisch war, ist durch den zerstörten Zusammenhang disharmonisch geworden; was äußerlich begreiflich gemacht werden sollte, ist innerlich nun erst unbegreiflich geworden. An die Stelle der idealen, und als einer solchen wahren, Geschichte ist eine vorgeblich reale getreten, die aber in der That keine ist, denn sie ist eine nach willkürlichen Voraussetzungen ersonnene. Die falsche Reflexion, welche diese schalen Erfindungen hervorrief, ist alt, und verhältnißmäßig früh siegreich aufgetreten. Dadurch ist es geschehen, daß das Echte in der auf uns gekommenen Ueberlieferung theilweise so erloschen ist, daß wir seine Umriße nur durch Vermuthungen und Schlüsse zu erkennen vermögen. Und der Glaube an diese Ueberlieferung ist es, den du als einen unschuldigen preisest. Man glaubt aber damit nur an das Unglaubliche und an das Alberne.

Julius. Das ist ein starkes Wort.

Wilhelm. Ist es denn etwa nicht albern, wenn diese rationalisirende Geschichte vom Tode des Romulus berichtet, die Senatoren hätten ihn wegen seines tyrannischen Uebermuths getödtet, und Jeder habe ein Stück des zerschnittenen Leichnams, unter dem Gewande verborgen, heimlich fortgebracht. Der klügelnde Dionysius zieht diese Erzählung andern Berichten wegen ihrer Wahrscheinlichkeit vor, während der verständigere Livius sie ein sehr dunkles Gerücht nennt, sich dafür aber von einem seiner Ausleger, dem Glareanus, wenn ich nicht irre, meistern lassen muß. Die Sage hatte berichtet, daß Romulus, in einem Unwetter zum Himmel emporgehoben, nicht mehr gesehen ward, und wenn die sich wahr nennende Geschichte einen solchen Bericht nicht ganz wegzuläugnen wagt, sondern seine Entstehung rationalisirend begreiflich machen will, wird sie immer ungereimt. Dabei bleibt aber die Umdeutung nicht stehen. Wie der Leib des Romulus verschwunden und nicht aufzufinden war, das hat sie erklärt, aber sie fühlt das Bedürfniß auch den Grund einer so grauenvollen That anzugeben, und fälscht nun weiter: Romulus sei ein rücksichtsloser Tyrann geworden, und habe die Patri-

cier zum wüthendsten Hasse gereizt, im stärksten Widerspruch zum wahren Sinn der Sage. In dieser ist Alles zusammenhängend und in sich abgeschlossen.

Julius. Das kann ich dir für dein Beispiel wahrlich nicht zugeben, wenn ich auf die Auslegungen der Deuter in deinem Sinne eingehe. Ich bin in diesen Untersuchungen nicht so unbewandert, wie es nach meinem Unglauben an ihre Ergebnisse scheinen möchte. Schwegler schreibt die Dichtung von der Apotheose des Romulus dem Ennius zu, der ähnliche Vorstellungen aus der griechischen Mythologie auf den Gründer der Stadt übertragen habe, und ein allerneuestes Buch über Römische Mythologie, welches hier auf dem Tische liegt, pflichtet dieser Ansicht vollkommen bei; ja es bezeichnet den Eindruck dieser Erzählung sogar als den einer modernen Erfindung. Wo bleibt nun da die großartige Alterthümlichkeit des Mythus? So gehen auch diese Deutungen, so gehen die Eindrücke, welche man von den Mythen empfängt, auseinander; und man wird durch diesen Wirrwarr entweder zum Beharren bei den Darstellungen der spätern Alten, oder zum absoluten Unglauben an jede Art von Deutung geführt.

Wilhelm. Es wäre zu wünschen, daß die Mythenerklärung nicht so vielen Anlaß darböte, den Scharfsinn zu üben; dann würde man wol die Hypothesen, die auf das Einzelne gehen, nicht so häufen, sondern die Dinge nur im Großen auffaßen. Die Umrisse des Ganzen sind es, die den rechten Eindruck machen; mag es sich nun mit den besondern Umständen so oder anders verhalten haben. Bei diesen muß die Untersuchung schon darum oft im Dunkeln tappen, weil der Mythus eben seiner idealen Natur wegen in der Ausbildung des Einzelnen wechselnder und wandelbarer Natur ist. Wer im halben Dämmerlichte zu scharf sehen will, ist der Täuschung am ersten unterworfen, und erregt dann auch an der Richtigkeit der Umrisse, die in Wahrheit zu erblicken sind, unbegründete Zweifel. Ich will nicht darüber streiten, ob die Geschichte von der Erhebung des Romulus in den Himmel von Ennius vorgefunden, oder in dieser speciellen Gestalt seine Erfindung ist. Wenn das letztere der Fall wäre, so hätte er nichts anderes gethan, als was von vielen Dichtern vor ihm geschehen ist: sie haben einen in der Volkssage enthal-

tenen Kern ausgebildet. Gegen den Sinn des Mythus, der in jedem Fall den König auf wunderbare Weise von der Erde verschwinden ließ, hat Ennius damit nicht verstoßen, und in so fern ist seine Erzählung nichts weniger als modern. Was einander gegenüber stehen bleibt, und sich gegenseitig ausschließt, das ist der Mythus und die euhemeristische Erklärung. Wie Romulus in jenem von einem Gotte gezeugt auf der Erde erscheint, in derselben Weise scheidet er auch von ihr, wie ein überirdisches Wesen. Der wunderbare Anfang und das wunderbare Ende seines Lebens sind Bürge dafür, daß dieses ganze Leben nur Symbol, nur das persönlich gewordene höchst außerordentliche Werk der Gründung der ewigen Stadt ist.

Julius. Könnten wir dann aber nicht einfacher, natürlicher und ohne gewaltsame Verflüchtigung eines wirklichen geschichtlichen Lebens sagen: der Anfang und das Ende mit ihren Wundern sind sagenhafte Zuthaten zu diesem Leben?

Wilhelm. Nein, theurer Freund, das können wir nicht, wenn wir uns auf das, was real historisch ist, und was nicht, einigermaßen verstehen. Es gibt allerdings Ausschmückungen, erfundene Zusätze zu wirklichen Begebenheiten und Lebensläufen, die man wegschneiden kann, aber was dann übrig bleibt, muß die Kennzeichen menschlicher Wirklichkeit tragen. Diese bestehen im Individuellen, in der lebendigen Bewegung des für eine Persönlichkeit ausgegebenen Wesens. Solche Züge werden in dem Leben des Romulus gänzlich vermißt. Was auf die Eigenthümlichkeit eines werdenden Staates deuten soll, steht so trocken da, daß es leicht als bloße Abstraction erkannt wird. Gerade das Wunderbare, gerade der Anfang und das Ende, ist im Leben des Romulus das einzig Lebendige, obschon es idealer d. h. hier mythischer Natur ist, und also das Unpersönliche ganz entschieden zeigt.

Julius. Damit möchtest du zu viel bewiesen haben. Erinnere dich, wessen Leben man in den Gesichtspunkt eines Mythus gerückt hat, indem man sich auf die göttlichen Endpunkte des Beginns und des Ausgangs berufen hat. Ich weiß doch, daß du diese Ansicht keineswegs theilst.

Wilhelm. Du hast Recht, und darum will ich auch nicht, wie ich sonst wol könnte, deinen Einwurf beseitigen mit den Worten

Lessings: in Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe aus der Religion genommen, recht gut seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Sondern ich will auf deine Einwendung eingehen, wobei ich nur an die eben schon gemachte Bemerkung anzuknüpfen habe. Um auf die mythische Beschaffenheit eines als geschichtlich überlieferten Lebenslaufs zu schließen, dazu reicht es allerdings nicht hin, daß es mit Wundern beginne, ende oder sonst erfüllt sei; es ist auch nöthig, daß das Persönliche darin zurücktrete gegen das Allgemeine, als dessen Träger es erscheinen muß. Nun weiß ich aber in aller Welt kein Leben, welches in seinen wichtigeren Bestandtheilen, zumal in den Reden, so entschieden den Stempel des Persönlichen und Individuellen trüge, wie das Leben Jesu. Es ist das persönlichste und individuellste, welches je gelebt worden ist. Diese Anschauung hängt zusammen mit der Ueberzeugung von der Besonderheit der Lehre Jesu, die durch keine Genesis aus irgend welchen frühern Lehren hervorgegangen ist. Ich schweige von offenbarungsgläubigen Theologen und will mich auf einen ganz auf dem philosophischen Standpunkte stehenden, völlig unabhängigen tiefen Denker berufen, es ist Johann Gottlieb Fichte, welcher sagt: wie dieser Jesus von Nazareth, in der und der bestimmten Zeit im jüdischen Lande geboren, zum Bewußtsein seiner Identität mit Gott gekommen ist, das ist schlechthin nicht zu erklären; es muß als ein rein historisches Factum genommen werden, welches als solches nicht metaphysicirt werden kann. Ist es, setze ich hinzu, nicht zu metaphysiciren, so können die mit der Lehre innigst verbundenen Lebensumstände auch nicht aus Vorstellungen, die sich später in der Gemeinde der Gläubigen gebildet hätten, abgeleitet, mit andern Worten, nicht als Mythus behandelt werden. Und so liegt hier nicht etwa ein Fall vor, bei dem man aus Gründen, die außerhalb der historischen Erwägung liegen, inconsequenter Weise eine Ausnahme zuläßt. Sondern gerade die allgemeinen Gründe, welche das Verhältniß von Geschichte und Mythus bestimmen, nöthigen diese Thatsache als eine historische zu fassen. Das Leben Jesu ist nichts weniger als eine bloße ideale Zusammendrängung des im christlichen Leben überhaupt Zerstreuten und Verbreiteten.

Julius. Hieraus folgt offenbar die Berechtigung großartige,

ungewöhnliche Begebenheiten, die als eine solche Zusammendrängung erscheinen, zumal wenn sie eine poetische Färbung haben, als mythische zu deuten. Setze einmal, es wären nach einer Reihe von Jahrhunderten über die Geschichte der letzten Generationen nur noch Trümmer vorhanden. Und da käme Einer und demonstrirte, König Friedrich der Große sei eine mindestens zur Hälfte mythische Person, folgendermaßen. Daß Friedrich gleich im Anfange seiner Regierung eine Provinz fast so bedeutend, wie der ganze Besitz, von dem er ausgegangen, einer großen mächtigen Monarchie durch einen Lauf steter Siege entrissen haben soll, das klingt schon unwahrscheinlich genug. Wenn nun aber weiter berichtet wird, wie er gegen eine Verbindung der mächtigsten Reiche Europa's einen Kampf bestanden hat, dem eine Dauer von sieben Jahren gegeben wird, einen Kampf, in dem Alles dazu beiträgt, das Gemüth aufs höchste zu spannen, wo es bald durch Siegesjubel entzückt, bald durch tief tragische Töne erschüttert wird, da der Held und sein Reich mehr als einmal dicht an den Rand völligen Verderbens geführt werden, zuletzt sich aber doch Alles glücklich löst; da sehen wir die Erfindung mit vollen Segeln gehen, Poem und Epos treten uns handgreiflich entgegen. Es kommt dazu, daß Kriegslieder, die leider verloren sind, angeführt werden, als deren Verfasser einige einen Grenadier nennen, andere einen Dichter, der Gleim geheißen haben soll. Das Letztere ist gewiß die falsche Annahme eines Litterators, während der Grenadier auf den wahren Ursprung hindeutet. Jene Lieder sind offenbar volkspoetischen Ursprungs und vermuthlich später zu einem zusammenhängenden Epos verbunden worden, von dem wir jetzt nur eine prosaische Ueberarbeitung besitzen, welche der gemeinen unkritischen Ansicht als die wirkliche Geschichte eines wirklichen Krieges erscheinen. Daß dieser preußische Friedrich einmal gelebt hat, möchte nicht füglich zu bezweifeln sein, aber eben so wenig wird man läugnen können, daß er in dem erhabenen Gedicht nur das Symbol der Geschichte seines Volkes ist. Denn so ist es ja, dieses Preußenthum, von kleinem Beginn mächtig wachsend durch unerschütterliches Selbstvertrauen, Alles der Kühnheit seiner Pläne und seiner Entschlossenheit verdankend, gegen die numerische Ueberlegenheit seiner Feinde die Großheit seiner Gesinnung und die Macht seiner Intelligenz muthig in die Wage werfend. Wenn Einer so spräche

und es lebten dann noch Kritiker eurer Schule, würden sie ihm nicht beifallen müssen?

Wilhelm. Das ist ja eine fein ausgesonnene und ausgesponnene Parodie. Aber der Frage, mit der du deine wohlgesetzte Rede geschlossen hast, will ich eine andere entgegenstellen. Wenn der Historiker, den dein prophetischer Blick sieht, auch Kunde hat von den geheimen Einflüssen am russischen und französischen Hofe, welche dem Widerstande Friedrichs so sehr zu Hülfe kamen, wenn er ferner weiß, daß der König nach dem Kriege genöthigt war, ein Bündniß einzugehen, in welchem er fremde Zwecke weit mehr zu fördern hatte, als die eigenen, daß er bald nachher, um materielle Mittel für künftige Vertheidigungskriege zu sammeln, Schaaren fremder, verhaßter Zollwächter in sein Land ziehen zu müssen glaubte, und dadurch seiner Popularität nicht geringen Eintrag that — meinst du, daß dieser Kritiker alsdann auch Friedrichs Geschichte für ein abgerundetes Epos, in welchem der Held als Symbol glänzt, erklären würde?

Julius. Dann würde er für seine Hypothese allerdings wenig Glauben finden.

Wilhelm. Und doch wol darum nicht, weil diese Dinge als störende Elemente den innern Zusammenhang der mythischen Vorstellung aufheben würden?

Julius. Natürlich. Wenn man das Ideal von menschlichen Schwächen befreien will, muß man wol diesen Reinigungsproceß vornehmen.

Wilhelm. Nicht von menschlichen Schwächen, sondern von der Trübung und dem Staube der gemeinen Wirklichkeit. Denn wenn man den idealen Figuren auch die menschliche Schwäche nähme, würden sie sich leicht ins Wesenlose verlieren; die Unvollkommenheit, das Gebrechliche, das Straucheln, welche mit unserer Natur so verwebt sind, daß sie ein wesentliches Stück der Charaktere und der Begebenheiten ausmachen, würden verloren gehen, und statt der idealen Geschichte würden wir Ideale haben, aber keine Geschichte. Wenn wir aber die Geschichte befreit sehen von den trüben Verwickelungen, dem hin- und herschwankenden, in hundert Krümmungen sich bewegenden Wesen der menschlichen Dinge — dies werden wir als ein Merkzeichen des Mythischen betrachten dürfen.

Julius. Wohl. Aber laß die Rolle des platonischen Sokrates für einen Augenblick auf mich übergehen. Erhellt nicht aus meinem Beispiel eines mythisch zu deutenden Lebenslaufs, trotz deiner Beschränkung des daraus abzuleitenden Beweises, daß auch im wirklichen Leben die Elemente des Mythus liegen?

Wilhelm. Allerdings. Du hast auch mit deiner geschickten Parodie nur die nahe Verwandtschaft von Geschichte und Mythus bewiesen, die nur leugnen kann, wer weder weiß, was das eine noch was das andere ist.

Julius. Und wenn jener Reinigungsproceß, der nur die idealen Elemente stehen läßt, vollzogen ist — wird dadurch nicht eine als mythisch zu erkennende Erzählung zum Vorschein kommen?

Wilhelm. Gewiß; vorausgesetzt daß, was nach Ausscheidung des caput mortuum übrig bleibt, hinreicht, die Idee, welche der Mythus ausdrücken soll, anschaulich zu machen.

Julius. Immer wird aber doch einem Mythus, so gut wie ein aus Gedanken entnommenes, ein wirkliches Leben zu Grunde liegen können?

Wilhelm. Wenn nämlich — worauf wir bei der Geschichte des Romulus schon kamen — die individuellen Züge nicht fehlen. Zuweilen findet sich nicht die geringste Spur von persönlichem Leben, wodurch denn der mythische Ausdruck fast zu einer bloßen Redefigur wird, wie wenn ein Stammvater den Namen seines Stammes trägt, und dann eben nur den Stamm in seinem Ursprung bedeutet.

Julius. Hiernach wäre also, wo wir wahrhaft individuelle Züge finden, auf ein wirkliches geschichtliches Leben ihres Trägers zu schließen.

Wilhelm. Dieser umgekehrte Schluß ist ein zu rascher. Wie die mythenbildende Thätigkeit, für welche der Begriff historischer Treue in unserm Sinne gar nicht vorhanden ist, ausscheidet und wegläßt, was sie nicht brauchen kann — mit derselben Unbefangenheit flicht sie erfundene Züge ein für die Veranschaulichung ihrer Bilder, ohne dadurch, in ihrem Sinne, einen Verstoß gegen die Wahrheit zu begehen, welche für sie nur eine innere ist. Sind nun solche Darstellungen in einem poetischen Sinne entworfen, und ist es ein echter

Dichter, der sie ausführt, so wird es ihnen an individuellen Zügen so wenig fehlen, als ob sie Copien des Lebens wären.

Julius. Es werden demnach an der Grenze beider Welten Begebenheiten und Figuren stehen, von denen es zweifelhaft bleibt, ob sie der einen oder der andern angehören.

Wilhelm. Gewiß, und ich will dir bei dieser Gelegenheit gestehen, daß ich den Eifer mit welchem man bei solchen Grenzfiguren darüber gestritten hat, wohin sie zu stellen sind, nicht recht begreife. Um ihnen ihren rechten Platz anzuweisen, kommt es auf ganz andere Dinge an, als auf ihr einstiges Dasein in leiblicher Erscheinung.

Julius. Und auf welche?

Wilhelm. Auf die Größe ihrer Bedeutung in den Vorstellungen der Folgezeit und auf den Einfluß derselben in der fortgehenden Entwickelung. Wenn ich erkenne, daß der Hellene darum so sehr an den poetischen Bildern des Achill und des Odyßeus hing, weil er in ihnen die seinen nationalen Gefühlen zusagenden Ideale der im offenen Kampfe Alles niederschmetternden Heldenkraft und der listenersinnenden, durch die Stürme des Lebens glücklich hindurchschiffenden Gewandtheit erblickte; so wird es wenig verschlagen, ob es einmal wirkliche Menschen dieses Namens gegeben hat, oder nicht. Ja selbst bei Personen,, denen Werke zugeschrieben werden, die wir mit Augen sehen und mit Händen betasten, verhält es sich nicht anders. Oder glaubst du, daß, wenn das einstige leibhaftige Dasein eines alten Sängers Homer an einem bestimmten Orte, zu einer bestimmten Zeit geboren, noch so sehr festgestellt werden könnte, dies den Zertrennern der Gedichte zur Einschüchterung oder den Einheitsmännern zur Stärkung gereichen würde?

Julius. Ich weiß nicht, wie weit alle diese subtilen Unterscheidungen für eine reflectirende Betrachtung reichen. Das aber glaube ich versichern zu können: mit einer Ausweisung von Gestalten wie Achill und Odyßeus aus dem Lande der Lebendigen wird sich der unbefangene Sinn nie versöhnen.

Wilhelm. Wenn es mit der Ausweisung aus dem Lande der Lebendigen seine Richtigkeit hätte, würde ich diesen unbefangenen Sinn loben müssen. Aber an dem wahrhaft Lebendigen würde die Kritik, wenn sie der-

gleichen wirklich im Sinne hätte, ihre Kunst umsonst versuchen. Nur darüber, daß gewisse Gestalten ihren Ursprung im Gedanken und doch Wahrheit haben, kann und will sie aufklären, und zwar gerade im Interesse ihrer Wahrheit. Denn diese würde ja sonst stehen oder fallen mit den Beweisen für ihre einstige Leiblichkeit.

Julius. Wie magst du nur Luftgespinnsten Leben und Wahrheit zuschreiben?

Wilhelm. Und wie magst du nur Bilder, welche der Gedanke in seinen Brennspiegel aus zerstreuten Strahlen der wirklichsten Wirklichkeit sammelt und formt, Luftgespinnste nennen?

Julius. Auf diese Weise würde auch den olympischen Göttern ein reales historisches Leben zukommen.

Wilhelm. So paradox es klingen mag: bedingungsweise ist auch hierin Wahrheit. Real ist das Dasein der griechischen Götter, insofern sie Ideen personificiren, und man auch von der Realität der Ideen reden kann, und historisch, wenn man dieses Wort in dem weiten Sinne nimmt, der Alles in sich begreift, was einmal auf Entwickelung eines Culturvolks einen nachweislich entschiedenen Einfluß gehabt hat. Dann wird doch gewiß das unter diesen Begriff fallen, dessen Einfluß fortdauert. Es sind nicht bloß die Natur- und Geistesmächte, die, als Personen gedacht, Gegenstände des griechischen Cultus waren; es ist die Individualisirung dieser Gestalten, die mit dem wunderbaren, einzigen Zauber der Wahrheit und Anmuth moderne Dichter und Bildner fortwährend begeistert haben, wie Goethe ihnen ein lebendiges Dasein im Pantheon des Künstlers zuschreibt.

Jupiter senket die göttliche Stirn und Juno erhebt sie,
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt —

und wie die Verse dort weiter heißen. Glaubst du, daß Schiller den Sturz dieser Götter so energisch hätte beklagen können, und daß diese Klagen so große Wirkung hätten üben können, wenn nicht auch in den gestürzten Göttern noch wirkliches Leben wäre?

Julius. Nimm dich in Acht! Du wirst in den Geruch der heillosesten Ketzerei kommen.

Wilhelm. Ich mache es doch lange nicht so arg wie die Kirchenväter, welche in den alten Heidengöttern persönlich lebendige Dämonen sahen. Im Ernst gesprochen scheint es mir eine herrliche

Frucht des echten historischen Sinnes, daß er sich mit Begeisterung zu versenken vermag in das Große und Schöne auch solcher Weltanschauungen, über die der erleuchtetere Menschengeist hinaus geschritten ist, und daß er sich an ihren Früchten laben kann.

Julius. Wenn ich dir nun auch alle deine Argumentationen zugebe, hast du doch nur gezeigt, daß die jetzige Kritik die ideale Auffassung der ältesten Zeiten in ihr Recht einzusetzen im Stande ist. Vermag sie denn aber auch den Schleier zu lüften, den die subjectiven Anschauungen jener Zeiten über die Wirklichkeit der Begebenheiten verbreitet hat.

Wilhelm. So daß die objective Geschichte in ihrem ganzen Zusammenhange klar hervortritt, schwerlich. Wenn aber vom Durchblicken der wirklichen Gestalt einzelner Gruppen durch jene Hülle die Rede ist, allerdings.

Julius. Wolltest du wohl einen Beweis von dieser ihrer Fähigkeit geben?

Wilhelm. Ich bin darum nicht verlegen. Wenn der Euhemerismus mit seiner Auslegung der Götter- und Heroenwanderungen Recht hätte, würde der historische Stoff dadurch um nichts bereichert werden, als um einige Abenteuer von Prinzen und Rittern ohne alle Bedeutung. Beachten wir aber, daß der Gott oder Heros als Symbol gedacht Alles umfaßt, was sich auf den Glauben an ihn bezieht, besonders daher auf seinen Dienst, und ferner wie sich in den zahlreichen Pflanzstädten der Phönicier und der Griechen der Dienst ihrer Stammgötter wiederfindet, so können wir nicht zweifeln, daß die Wanderungen eines Gottes die Verpflanzung seines Cultus an die fernen Gestade bedeutet. Es ist der mythische Ausdruck für eine sehr wichtige Thatsache der ältesten Culturgeschichte. Von allem Hiehergehörigen hat Otfried Müller in seinen Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie so überzeugend gehandelt, daß ich dieses Buch für einen der wichtigsten Beiträge für das Studium der Verhältnisse der realen Geschichte zur idealen halte. Denn der Unterschied zwischen beiden zeigt sich nirgends so deutlich, wie in den Ueberlieferungen von den ältesten Zeiten. Streiten kann man eigentlich nur noch über die richtige Anwendung der dort aufgestellten Principien auf einzelne Fälle. Aber der verschiedenen Deutungen wegen,

die aus Gründen, welche wir schon berührten, hier möglich sind, und uns vorgetragen werden, das ganze Geschäft für ein unnützes erklären, das wäre um nichts klüger, als sich von der Erklärung schwieriger Schriftsteller abwenden, weil man über ihre Auslegung streitet, und es zuweilen aufgeben muß, ihren Sinn auf unzweifelhafte Weise zu enträthseln.

Julius. Es wird also Alles auf die Anwendung der aufgestellten Principien ankommen. Sollten wir aber nun nicht übergehen auf die Periode, wo mit der gleichzeitigen Aufzeichnung der Begebenheiten eine andere Auffassung eintreten, und die Geschichte sich dem Streben nach objectiver Wahrheit zuwenden muß? Merke wohl, daß ich von dem Streben spreche; denn daß die objective Wahrheit je vollkommen erreicht werden könne, darf ich dir gegenüber wol nicht mehr behaupten.

Wilhelm. Zuerst dürfen wir nur von dem Zurücktreten der frühern Auffassung sprechen, nicht von ihrem Verschwinden. Sie hört zu einer gewissen Zeit nur auf, Alles zu beherrschen und so alle wirklichen Thatsachen in ihrer Weise zu assimiliren, und nur allmählich Schrit vor Schritt weicht sie der neuen Betrachtungsweise. Ein neues Gesetz der geistigen Spiegelung ist gekommen, aber das alte ragt noch stark hinein in die neue Zeit. Denn was aus tiefen Wurzeln im Innern des Menschen entsprossen ist, davon ringt er sich sehr schwer los. Die Unbefangenheit, mit der Herodot beiderlei Auffassungen aufnimmt, wie sie bald friedlich neben einander stehen, bald mit einander streiten, gehört zu dem besonders Charakteristischen und Interessanten in ihm. Noch bedeutsamer aber als für den Geschichtschreiber ist dies für die Zeit, die er beschreibt, weil es klar zeigt, daß auch im nächsten Menschenalter vor ihm die Auffassung der Geschichte im Gesichtspunkte der Sage noch immer vorhanden war. Im weitern Verlaufe des Alterthums war die Volkssage nicht mehr mächtig genug, die Wahrheit umzubilden. Wenigstens stoßen wir für die Begebenheiten im Großen — ein Paar Ausnahmen vielleicht abgerechnet — darauf weder in der historischen Litteratur noch in der Poesie. Denn ein so spät zusammengeschriebenes Machwerk wie der Roman des Pseudo-Kallisthenes von den Thaten Alexanders gehört doch gewiß der letztern so wenig an wie der erstern. Aber es kam doch auch

eine Zeit wieder, wo der frische Hauch eines jugendlichen Völkergeistes Europa von neuem durchwehte, und die mythenbildende Richtung sich wieder stark geltend machte.

Julius. Du meinst das Mittelalter. Aber in ihm konnte diese Richtung doch nicht sehr aufkommen gegen das geschriebene Wort, welches der That auf dem Fuße folgte.

Wilhelm. Das mittelbar nach der That geschriebene Wort beschränkt die Erzeugung des Mythenartigen, aber es hebt sie nicht auf. Im Mittelalter war das volkspoetische Element wieder mächtig genug geworden, um auch in solche Geschichtsbücher einzudringen, deren Absicht auf die Ueberlieferung ernster Wahrheit ging. Ja, ansehnliche Theile großer Werke sind mit Mythen und Sagen erfüllt. So hat im zwölften Jahrhundert Saxo Grammaticus seinem dänischen Vaterlande eine aus Volkssagen und Heldenliedern entnommene über viele Jahrhunderte sich erstreckende Geschichte gegeben, die, eufemeristisch zugestutzt und beschnitten, lange als eine wahrhafte verehrt worden ist. Dahlmann hat sie und eine andere aus isländischen Sagen entnommene scandinavische Vorgeschichte auf ihren wahren Werth, d. h. auf den einer volkspoetischen Geschichte, zurückgeführt. Ob er damit alle Dänen überzeugt hat, möchte ich bezweifeln. Systeme, an die lange geglaubt worden ist, und die sich tief eingenistet haben, sind schwer zu stürzen. Am merkwürdigsten aber und höchst belehrend für das Verhältniß von Mythus und wahrer Geschichte ist das Nebeneinandersein von beiden, wenn selbst längst vorhandene Jahrbücher der letztern Art die Lust der Sage, sich in ihrer Weise geltend zu machen, nicht dämpfen können. Die Poesie hat es sich nicht nehmen lassen, die Geschichte Karls des Großen für ihre Zwecke zu gestalten, ist aber hier mit der Wahrheit zu keck umgesprungen, um ihr Abbruch thun zu können. Aus diesem Falle kannst du recht sehen, wie wenig bei der Beurtheilung der einem Mythus zu Grunde liegenden Wahrheit darauf ankommt, ob die Persönlichkeit des Helden ganz und gar ein Geschöpf des Gedankens ist, oder nicht. Und doch hat man in der Ilias nach Abzug der Götter und Wunder eine Geschichte des trojanischen Krieges gesehen, und mancher sieht sie vielleicht noch darin!

Julius. Indeß ist man dabei nicht so vor dem Irrthum ge-

schützt, wie in den günstigen Fällen, wo Ueberlieferungen von beiden Arten vorliegen.

Wilhelm. Auch das schützt ohne den rechten kritischen Sinn noch nicht, wenn die Umdichtung nicht so riesenmäßig ist, wie bei Kaiser Karl, sondern sich auf einzelne Begebenheiten beschränkt. Da taucht ein Jahrhundert etwa nach dem Tode Otto's III. die Erzählung auf: Stephania, die Wittwe des Römers Crescentius, habe, um den Gemahl zu rächen, sich den Umarmungen des von ihrer Schönheit gefesselten jungen Fürsten hingegeben, und ihm Gift gereicht. Nun wissen wir durch die zuverlässigsten gleichzeitigen Nachrichten, daß Otto an einer mit heftigem Fieber hervorgetretenen Ausschlagskrankheit gestorben ist. Dennoch meint von zwei deutschen Geschichtschreibern des neunzehnten Jahrhunderts der eine, die Vergiftungs-Geschichte sei nicht unwahrscheinlich, der andere, die Wahrheit sei nicht auszumachen. So groß ist die Gewalt der Sage, besonders wenn sie ein tragisches Interesse für sich hat. Und dieses hat noch überdies das der symbolischen Bedeutung für das Leben, die Bestrebungen, die Verirrungen und das Ende des schwärmerischen Otto. Es liegt, sagt Giesebrecht schön, eine tiefe Wahrheit in dieser Sage, aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verrieth, tödtete den kaiserlichen Jüngling. Hier hast du eine ideale Wahrheit, die sich der realen gegenüberstellt, und siehst zugleich, wie richtige kritische Grundsätze, die in unsern Tagen immer mehr zur Anerkennung gelangen, auf den Weg objectiver Gewißheit, der du so eifrig nachtrachtest, führen. Wenn man die Wahrheit, trotz ihrer vollen Evidenz, vor einigen Jahrzehenden noch so verkennen konnte, wie wäre es erst, wenn wir jene gleichzeitigen Berichte nicht hätten! Wie würde sich da der Giftbecher der Stephania in der Geschichte festgesetzt haben! Und dies muß uns lehren, alle sehr späten Darstellungen, die einen poetischen Charakter tragen, und denen wir die volle Wahrheit nicht gegenüber stellen können, mit Mißtrauen zu betrachten.

Julius. Soll man denn immer ohne Weiteres den frühern Bericht dem spätern vorziehen?

Wilhelm. O nein, denn in vielen Fällen wird der später Lebende besser unterrichtet sein können. Leichter schleicht sich die Sage

allerdings in das Spätere ein, aber auch Gleichzeitige nehmen sie auf, wenn die Stimmung und Neigung ihres Geistes sie dahin führt. Belege dafür findest du in Sybels Forschungen über den ersten Kreuzzug, einem Buche, welches überhaupt über die Entstehung der historischen Ueberlieferung aus mannigfachen schriftlichen und mündlichen Zeugnissen und aus der besondern Art ihrer Benutzung sehr belehrend ist.

Julius. Wenn bei den Kreuzzügen und namentlich bei dem ersten, einige Erzählungen den sagenhaften Charakter tragen, so ist dies doch gewiß durch das Außerordentliche und Wunderbare der Begebenheit veranlaßt. Bald nachher betritt aber doch das Mittelalter eine Entwickelungsstufe, welche die Sagenbildung ausschließt.

Wilhelm. Nicht so ganz. Wenn ein volksmäßiges Interesse ihr den Weg gebahnt hat, und die objective Wahrheit dunkel war, hat die Sagenbildung auch später ihr Recht behauptet. Dies ist der Fall bei der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Sagen, die sich darüber im Volk gebildet hatten, wurden erst einige Menschenalter nachher niedergeschrieben, und um so williger in die Geschichte aufgenommen, da die Völker an ihren Ursprüngen ein besonders grosses Interesse nehmen. Hier handelte es sich zwar nicht um nationale Anfänge, aber um den Beginn eines Freistaats, der, als die Sagen sich befestigten, schon einen großen Aufschwung genommen hatte. Da mag nun die Kritik ihre Sache mit noch so guten und scharfen Waffen führen; ihrer Predigt begegnet bei vielen, wohl bei den meisten Schweizern patriotischer Zorn, außerhalb des Landes ein ironisches Lächeln über die Ueberspannungen der Zweifelsucht. Die Geschichte von der wilden Grausamkeit der Vögte, vom Apfelschuß, von der gerechten Rache, welche die Uebelthäter trifft, sind gar zu interessant, und sie bewegen das Gemüth so schön.

Julius. So erprobe doch an den ehrlichen Bezweiflern des Zweifels deinen Satz von der Befriedigung, die das innerliche Fortleben der von der Kritik getödteten Wesen gewährt! Du wirst sehr Wenige bereit finden, den Tausch einzugehen. Vergebens wirst du ihnen sagen, Tell sei der ewig lebende Repräsentant einer hohen Heldenkraft und Begabung, die mit Gottvertrauen allen Nachstellungen der abgefeimtesten Grausamkeit entgeht, und Vergeltung an ihr übt.

Nicht dieses Leben ist es, welches sie wollen; sie begehren, nicht gestört zu sein in dem Glauben, daß der Apfelschuß wirklich einmal geschehen ist, wie er auf der Schaubühne fortwährend vollzogen wird zur nicht geringen Spannung und Rührung der Zuschauer. Wo bleibt dann nun die Kraft deiner ewigen Dauer der Heroen in der Idee?

Wilhelm. Ich bitte dich, Liebster, unterscheide doch zwischen der Wahrheit des idealen Fortlebens, und der Fähigkeit, es recht aufzufassen. Gewiß wird, wie du spottest, der Trost, den ich bereit habe, Wenigen genügen, aber aus keinem andern Grunde, als weil die Seelenstimmung, welche die mythenartige Sage hervorrief, das Bedürfniß, die Idee leibhaft personifizirt zu sehen, und sie gleichsam mit Händen betasten zu können, noch immer vorhanden sind. Nur daß, was bei den poetischen Geschlechtern einer frühern Zeit eine active Verrichtung war, bei den spätern zu einer passiven geworden ist. Beide, die schaffenden wie die aufnehmenden Generationen bedürfen zur Anschauung der Begebenheiten solcher Männer und Thaten, welche gleichsam die Summe der Ereignisse in sich enthalten. Daß in dieser Summe die geringeren Motive, welche die Sage schon ausgemerzt hat, fehlen, entspricht auch ganz wieder jenem Bedürfniß. Wenn ich aber von der passiven Function der spätern Geschlechter spreche, so verstehe ich das nur von ihrer Vorherrschaft; nicht meine ich, daß die andere, die thätige, ganz erloschen wäre. Der Lust zu vernehmen steht die Fähigkeit zu bilden und vorzutragen naturgemäß zur Seite. Ist daher das mit der Sage verwandte Element durch den Reichthum und die Genauigkeit der Beobachtung der Wirklichkeit viel schwächer geworden, so lebt es doch, wenn auch nur in leisen Schwingungen, fort bis auf den heutigen Tag.

Julius. Und worin erblickst du diese Spuren?

Wilhelm. Nicht in den Berichten von Thaten und Verhandlungen, die offen vor Aller Blicken da liegen, kann eine solche Geistesthätigkeit hervortreten, wol aber in den Erzählungen von dem, was sich den Blicken der Meisten entzieht, von dem Privatleben hervorragender Personen, von ihrer mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckten Einwirkung auf die öffentlichen Dinge. Hier herrscht die

Vorliebe für das Außerordentliche und Ungewöhnliche, man kann sagen, für das Novellenartige.

Julius. Novellenartig nennst du das Außerordentliche?

Wilhelm. Weil die Entwickelungen durch das Unerwartete und Ueberraschende den Charakter der Novelle ausmachen, im Gegensatz zum Roman, der Schicksalswendungen aus den Seelenzuständen und ihren Wandlungen ableitet. Und es zeigt sich die Freude an dem Außerordentlichen nicht nur darin, daß man es, wenn es sich wirklich begeben hat, mit Vorliebe hervorhebt: sie wirkt auch erzeugend. Man greift einzelne Züge aus einem Leben heraus, verknüpft sie und bildet aus ihnen einen Vorfall, in welchem der zu schildernde Charakter sich von seiner eigenthümlichen Seite recht anschaulich zeigen soll. Eben dahin gehören unzählige Witzworte und Antworten, die man großen Männern in den Mund legt. Denn diese sinnvollen Aussprüche sind öfters auch nur ein zusammengedrängtes Bild der geistigen Physiognomie, welche aus manchen Reden, Gesprächen und Schriften ihres Urhebers hervorblickt. Die Anekdoten, sie mögen Begebenheiten oder Witzworte enthalten, sind also geistige Verdichtungen des Zerstreuten, und kommen in Bezug auf die Grundrichtung des menschlichen Geistes, aus der sie stammen, mit den Mythen überein; wie sehr sie sich auch in allen andern Beziehungen von ihnen unterscheiden. Ich will dich noch auf die von Lehrs gegebene vortreffliche Nachweisung aufmerksam machen, wie viele Märchen in die griechische Literaturgeschichte (und ich meine, nicht in diese allein) gekommen sind aus eben jener Neigung, Vorstellungen, die man gefaßt hat, in verzerrte oder ganz erdichtete Geschichten zu kleiden, oder auch aus der bewußten Absicht, unwahre Vorstellungen durch solche ersonnene Anekdoten zu verbreiten. Denn die Erfahrung lehrt, daß nichts besser haftet. Zu solchem Mißbrauch muß eine Richtung, die wir doch in ihrem Ursprung als eine ideale zu erkennen haben, sich hergeben. Mit Recht straft jener scharfsinnige Autor die Kritik, die sich bei diesen und andern, aus andern Quellen geflossenen Verfälschungen schlaff erweis't. Vollkommen stimme ich ihm bei, wenn er den Grundsatz, Alles für wahr gelten zu lassen, was allenfalls denkbar wäre, einen wahrhaft unerträglichen nennt. Die Kritik kann hier gar nicht streng genug verfahren, wenn anders möglichste An-

näherung an die objective Wahrheit eines der ersten Gesetze der historischen Darstellung ist.

Julius. Indeß haben doch Historiker, die ganz wahrheitsgetreu sein wollten, sich öfters erlaubt, selbst etwas hinzuzufügen, einen kleinen Zug etwa, der eine in ihren Quellen gegebene Situation nur anschaulicher macht. Scheint Dies nicht statthaft?

Wilhelm. Nicht das geringste von einer solchen Art, insofern es als Thatsache erscheint, kann nach meiner Meinung erlaubt sein. Die Musen der Geschichte und der Dichtung sind verwandt, aber das Recht der Erdichtung kann der erstern nicht zustehen. Nicht auf diesem Wege wird die Geschichte mit dem ihr gebührenden und nothwendigen idealen Bestandtheil durchwebt. Vielmehr ist es gerade der Weg, die ideale Geschichte verdächtig zu machen.

Julius. Hiernach mußt du den historischen Roman gänzlich verwerfen.

Wilhelm. Wenn eine wirkliche Person im Mittelpunkte steht, kann ich ihn allerdings nur für eine unstatthafte Zwittergestalt halten. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn historische Personen sich nur im Hintergrunde bewegen. Denn alsdann hat nicht die Geschichte, sondern die Poesie gehandelt. Diese ist es, welche Geschichtliches in ihren Bereich gezogen hat. In jenem Falle hat man geglaubt, sich durch Meisterwerke der dramatischen Poesie rechtfertigen zu können. Aber es liegt in der Natur des Drama's, daß es ganz andern Gesetzen zu folgen hat.

Julius. Indeß stehen wir noch immer bei dem mythenartigen Geschlecht. Ich hörte aber gar gern, was du über das Verhältniß des Subjectiven und Objectiven auf andern Anschauungsstufen zu sagen hast.

Wilhelm. Eine bloße Skizze davon würde noch manche Stunde erfordern.

Julius. Zu einem Fragment aus dieser Skizze solltest du dich doch entschließen.

Wilhelm. Damit es nicht das Ansehen habe, als wollte ich dir entschlüpfen, wo die größten Schwierigkeiten, oder, wie du wol glaubst, die Unmöglichkeiten beginnen, mag es drum sein. Aber du mußt bedenken, wie schwierig es ist, ein Skizzen-Fragment über die

Historiker der reflectirenden Art annehmbar zu machen, wenn man die Einzelnen wenig oder gar nicht berücksichtigen kann. Denn in der reflectirenden Zeit, wo sich Alles zersplittert, kommt auf den Einzelnen ungleich mehr an, als in der bisher betrachteten.

Julius. Uebergehe nur in deinem zusammenfassenden Streben Herodot und Thucydides nicht ganz.

Wilhelm. Der erstere gewährt uns unschätzbare Belehrung und einen herrlichen Genuß, aber er repräsentirt keine neue Gattung und Richtung, da er, an der Grenze zweier Welten stehend, durch die Großartigkeit und das Umfassende seiner Composition zwar auf die Zukunft deutet, aber durch die Naivetät seiner Weltanschauung und die dieser auf das vollkommenste entsprechende Stilart der Vergangenheit angehört, und daher keine Nachfolger finden konnte. Von dem andern aber können wir sagen, was Aug. Wilh. Schlegel von Aeschylus als dem Schöpfer der Tragödie: in voller Rüstung wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, sprang die Geschichte aus dem Haupte des Thucydides hervor.

Julius. Deinem Systeme zufolge muß auch er ein subjectives Element in die Geschichte getragen haben. Das hat von diesem wol objectivsten aller Geschichtschreiber vor dir doch wol Niemand behauptet.

Wilhelm. Ich muß deinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Denn du kannst nur vergessen haben, was du gewiß in einem der feinsinnigsten Beurtheiler des alten Schriftenthums gelesen hast.

Julius. Ich erinnere mich in der That nicht gleich.

Wilhelm. Reiche mir doch einmal den zweiten Band von Otfried Müllers griechischer Litteraturgeschichte vom Bücherbrette her, und höre: „Thucydides hat die ganze Geschichte durch seinen Geist gehen lassen; sie ist vollkommen Product seines Geistes und ihre Glaubwürdigkeit beruht wesentlich darauf, daß dieser Geist die Fähigkeit und Bildung hatte, alle Gedanken, welche die handelnden Personen bei ihren Begebenheiten gedacht hatten, nach Anleitung der Handlungen selbst ihnen nachzudenken.“ Ein vortreffliches, tiefes Urtheil, was auch gar nicht besser ausgedrückt werden kann.

Julius. So viel ist dann doch wenigstens richtig, daß — du siehst, wie ich mir deine Terminologie schon angeeignet habe — daß

im Thucydides das subjective Element dem objectiven keinen Eintrag gethan hat, und eben so wenig das ideale dem realen, weil in ihm beide zusammenfallen.

Wilhelm. Ja, Theurer, das ist es eben. Wenn das vereinzelnte Reale, in einem solchen Geiste sich abspiegelnd, seine es innerlich verknüpfenden, d. h. idealen Beziehungen erhält, wird es erst zum wahrhaft Realen. Weil es aber eine der seltensten Fähigkeiten ist, die Ereignisse in allen ihren Einzelheiten als nothwendiges Erzeugniß der geschichtlichen Idee zu fassen, steht dieser große Autor, wir können fast sagen einzig und unerreicht da. Und was die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, um so schwieriger machte, war, daß die Nothwendigkeit, die Zeitläufte ganz anders wie früher aufzufassen, gar nicht bloß in der umgestalteten Geistesrichtung der Beobachter lag, sondern auch in dem veränderten Charakter der handelnden Menschen selbst. Mit der verderbten Gesinnung waren die Wege, die man ging, krumm geworden, die Pläne ränkevoll, die Ausführung verwickelt und zerstückelt. Und alles dieses mußte er in einen Brennpunkt zusammenfassen. Nun ging es aber auch der Geschichtschreibung wie jeder Kunst; denn als Kunst haben wir sie doch wol zu betrachten?

Julius. In so fern ihr auch aufgegeben ist, nach der Schönheit der Form zu streben, ohne Zweifel.

Wilhelm. Noch mehr, weil sie das Reale und das Ideale zu verknüpfen und zu verschmelzen hat. — Ich wollte sagen, die Geschichtschreibung entging dem Schicksal nicht, welchem jede Kunst verfällt: sich auf dem höchsten Gipfel, den sie erstiegen hat, nicht halten zu können.

Julius. Und dann gehen die Künstler falsche Wege, um nicht unter den erreichten Höhepunkt zu sinken, oder um ihn wol gar noch zu übersteigen. Es beginnt alsdann die Herrschaft der Manier.

Wilhelm. Ja wohl. Aber es gebricht der beginnenden Manier oft weder an Geist noch an Kraft. Uebrigens vervielfältigten sich gerade jetzt die Aufgaben der Geschichtschreibung, und besonders wurde sie auf ein Gebiet gedrängt, welches Thucydides gar nicht beschritten hatte. Je mehr sich nämlich die reflectirende Zeit über sich selbst besann, je mehr wollte sie auch über die Vergangenheit, im Sinne der Weltanschauung, in welche sie sich hineinlebte, belehrt sein.

Julius. Und indem die Historiographie dieses Bedürfniß befriedigen wollte, gerieth sie in die euhemeristischen Irrthümer, von welchen du gesprochen hast.

Wilhelm. Das war es nicht allein, wodurch sie sich an der historischen Wahrheit versündigte. Da sie einmal angefangen hatte, mit der Ueberlieferung willkürlich zu schalten, und da sie durch ihr System erst Sinn und Verstand hineingebracht zu haben glaubte, dehnte sie ein ähnliches Verfahren auch über Jahrhunderte nach der mythischen Zeit aus. Wir sehen dies besonders an ihrer Behandlung der römischen Geschichte. Sie zwängte Bruchstücke der echten Ueberlieferung in ein ersonnenes System, änderte, wo sie nicht passen wollten und füllte Lücken willkürlich aus. Niebuhrs außerordentlicher Scharfblick war es, der dieses Verfahren erkannte und beleuchtete. Er unterschied die echten Fragmente von den falschen Restaurationen der Systematiker, und obschon ihm nicht alle die, welche er selbst vornahm, gelangen, war es doch eine große und höchst fruchtbare Geistesthat, durch welche er das Echte ausschied, und durch sein Beispiel lehrte, wie der täuschende Schein, mit dem das Falsche glänzt, überall, wo er sich zeigt, zu erkennen und zu beseitigen sei. Und du siehst doch, von welchem Grundsatz er dabei geleitet war.

Julius. Wol sehe ich, daß du Niebuhrs Verfahren abhängig machen willst von deinem Kanon: die subjective Auffassung wird sichrer durch die Richtung ganzer Zeitalter und Schulen, als durch die Eigenthümlichkeit eines Einzelnen erkannt.

Wilhelm. So verhält es sich. Von diesem Princip ist er ausgegangen, obschon er es nicht ausdrücklich als ein solches bezeichnet, wie seine Methode überhaupt vom Leser selbst abstrahirt werden muß aus dem praktischen Gebrauch den er von ihr macht. Jener Grundsatz scheint nun ein höchst einfacher, sich von selbst verstehender zu sein: und doch möchte ich die geschichtliche Kritik nachgewiesen sehen, die ihn vor Niebuhr angewandt hat.

Julius. Doch dies betrifft nur seine formale Methode. Von den concreten Unterschieden zwischen seiner Auffassung und jenen falschen hast du noch nichts gesagt.

Wilhelm. Du willst mich da in ein Detail verlocken, was weit über mein Versprechen hinausgeht. Ich muß aber wol wieder

einen Schritt über meinen Zweck hinaus thun, damit es nicht scheine, daß diese Unterschiede nur im Unbestimmten und Blauen liegen. Viele Schriftsteller des späten Alterthums glaubten die Zustände und Richtungen ihrer eignen Zeit in denen des frühern Roms wieder zu finden. Dieses Mißverständniß, welches sie zu tiefen Irrthümern führte, rührt her von ihrer Unfähigkeit, sich in andere Anschauungskreise lebendig zu versetzen. Niebuhr, der diese Fähigkeit in hohem Grade besaß, schloß auf die Natur der alten Zustände, besonders auf den politischen und sittlichen Charakter der verschiedenen Volksclassen, aus der Richtung und Gesinnung, die in den Begebenheiten zu erkennen sind, und aus Fragmenten der echten Ueberlieferung, welche von jenen Autoren bei Seite geschoben worden waren, weil sie nicht in das von ihnen angenommene allgemeine System paßten. Denn dieses bequeme Generalisiren gehört auch zum Charakter ihrer falsch färbenden Auffassungen.

Julius. Wenn aber Cicero und seine Zeitgenossen, auf welche du zielst, von ihrer eigenen Zeit ausgehen, stützen sie sich doch nur auf das, was du früher für die untrüglichste Gewähr der Wahrheit des Ueberlieferten erklärt hast.

Wilhelm. Aber sie verwandeln das richtige Princip, auf welchem diese Gewähr beruht, in sein Gegentheil. Die Gegenwart zeugt für die Vergangenheit, wenn man sie als aus steten Verwandlungen hervorgegangen betrachtet; jene aber gehen von einer fälschlich angenommenen Stetigkeit der Zustände aus.

Julius. In der griechischen Geschichte hat man ja wol auch von solchen Uebertragungen aus einer spätern Zeit in eine frühere Beispiele.

Wilhelm. Sie fehlen allerdings nicht, aber hier ist die Wahrheit noch mehr verdunkelt worden durch einen Irrthum von völlig anderer Art.

Julius. Den ich nicht ahne.

Wilhelm. Ich meine verkehrte Vorstellungen von dem Charakter einer frühen Vergangenheit, nach welchen er der Beschaffenheit der sie erzeugenden Zeit entgegengesetzt gewesen wäre. Es ist eine Richtung nicht unähnlich der Natursehnsucht des achtzehnten Jahrhunderts, welche eine erträumte Sittenreinheit, in eine unbestimmte

Urzeit verlegte, um sich durch ein Gegenbild der Verderbtheit, in deren Mitte man lebte, zu trösten und zu erquicken. Bei den Griechen hatten diese Bilder zwar realere Anhaltspunkte, man umkleidete sie aber mit dem trüglichen Schimmer eines falschen Ideals. Besonders ist dieses bei der Geschichte der Spartaner der Fall, deren rauhe Simplicität man zu einer Tugend und Reinheit erhob, die gegen das Thatsachliche zuweilen auf das seltsamste absticht. Aber die Sophisten ließen sich durch solche Widersprüche nicht stören. Es war ein zu schöner Stoff für ihre Prunkreden, von deren Inhalt wir im Plutarch viel wiederfinden. Auch politische Einrichtungen wurden dadurch in ein falsches Licht gerückt. Hier ist die Entfernung der subjectiven, oder falschen idealen Zuthat nicht sehr schwer, und doch halten Alterthumsforscher, die sonst scharfe Schnitte nicht scheuen, mit einer merkwürdigen Zähigkeit an jenes Schriftstellers Berichten über Sparta fest.

Julius. Und die Form dieser Vorstellungen der Vergangenheit?

Wilhelm. Sie ist keine andere als die, welche die Geschichtschreibung auch für ihre eigene Zeit gebraucht, eine Form, welche den größten Einfluß auch auf den in ihren Stoff getragenen Geist übt.

Julius. Und diese ist?

Wilhelm. Die rednerische.

Julius. Da will ich dir das Wort aus dem Munde nehmen, und in deinem Sinne die Gebrechen dieser Gattung und die aus ihnen abzuleitende Methode für die Ermittelung der Wahrheit angeben. Die rednerische Geschichtschreibung wird das Product einer gesunkenen Zeit sein, wo Stoff und Form, nicht mehr in unmittelbarer Einheit verknüpft, auseinander gehen, und die Autoren es darauf anlegen, durch die Form als solche zu gefallen, zu reizen, zu imponiren. Du wirst darauf dringen, daß man die Tendenz zum rednerischen Schmuck hier stets im Auge behalte, und gegen Alles mißtrauisch sei, was diesen Schmuck irgend verräth, da man der pomphaften Anschwellung des hochtönenden Lauts zu Liebe nur zu leicht auch die Thatsache anschwellen läßt.

Wilhelm. Deine Charakteristik ist treffend für den Verfall dieser Gattung, welche wir aber alsdann besser die rhetorisirende nennen. Der Ausdruck rednerisch ist umfassender, und schließt auch eine wirkliche Blüthenzeit ein. Denn es hat eine Entwickelungsstufe

gegeben, wo in der rednerisch geformten Geschichte, so gut wie in der Redekunst als solcher, die Form ein natürlicher Ausfluß des den Stoff durchdringenden Geistes war. Und wenn Einer sagen wollte, dies sei im Thucydides allein der Fall, so würde er doch zugeben müssen, daß das Werk dieses Mannes hinreicht, nicht nur die Möglichkeit, sondern auch das Dasein einer solchen Kunsthöhe zu erweisen.

Julius. Du rechnest also auch dieses Werk zur rednerischen Gattung?

Wilhelm. Zu welcher willst du es sonst wol zählen? In ihm ist, wie ein Kenner sich treffend ausdrückt, die Seele auch der Begebenheiten in den Reden.

Julius. Wenn es sich so verhält, werden wir nicht bei der bloßen Existenz dieser Kunstform stehen bleiben dürfen. Du wirst einen gesunden Ursprung, eine in der Sache selbst liegende Berechtigung der Gattung nachzuweisen haben.

Wilhelm. Diese Berechtigung lag in der Nothwendigkeit, eine Form zu finden, welche der reflectirenden Auffassung eben so entspreche, wie der naiven das epische Gedicht. Und diese Form konnte im naturgemäßen Entwickelungsgange der höhern Rede keine andere sein, als die künstlerische Prosa. So weit es nur darauf ankommt, die sinnlich erscheinenden Ereignisse lebendig zu vergegenwärtigen, sind die alte und die neue Form nicht wesentlich verschieden. Was einem Meister der historischen Darstellung hierin gelingt, gelingt ihm vermöge einer poetischen Begabung, wovon Livius das anschaulichste Beispiel gibt.

Julius. Darin liegt aber noch kein eigentlich rednerischer Charakter.

Wilhelm. Auch in der engern Bedeutung des Worts wird die Geschichtschreibung rednerisch vermöge der Natur ihrer Aufgabe. Um dieselbe Zeit, wo in Athen die Staatsberedsamkeit das große Mittel wurde, das Volk für politische Meinungen und Bestrebungen der leitenden Häupter zu gewinnen, wurden die Interessen und tieferen Beziehungen des Staatslebens der wesentliche Inhalt der Geschichte. Sie hatte daher, wenn auch nicht so unmittelbar praktisch und von einem höhern objectiven Standpunkt aus, doch dieselben Zwecke, wie die Staatskunst. War es nun nicht vollkommen natür-

lich, ja nothwendig, daß das von den Staatsmännern mit dem größten Erfolge angewandte Mittel auch das Mittel und die Form der Geschichte wurde?

Julius. Wenn Athen statt der Welt gelten kann, hast du Recht.

Wilhelm. Kann es denn das nicht als ein Culturmittelpunkt, der mit den Formen, die in ihm erzeugt wurden, auf wunderbare Weise alle folgenden Jahrhunderte beherrscht? Wenn wir Athen nennen, so nennen wir die Quelle eines Stromes, der durch die römische, die romanische und die germanische Welt fortfließt.

Julius. Du hast nur von den aus der Form und dem Stoffe entspringenden Eigenschaften der rednerischen Gattung gesprochen. Wie wird es sich mit der Besonderheit ihres die Dinge verknüpfenden Geistes verhalten?

Wilhelm. Erinnerst du dich nicht, von welcher Forderung des menschlichen Geistes an die geschichtliche Ueberlieferung wir behaupteten, daß sie sich vor allen andern und zu jeder Zeit geltend machen würde?

Julius. Gar wohl. Es war die, alle Ereignisse auf bestimmte Ursachen zurückgeführt zu sehen, Ursachen, die in der homerischen Weltanschauung Thaten der Götter sind.

Wilhelm. Oder Entschlüsse der Menschen, die ein Gott ihnen in die Seele gelegt hat. Die reflectirende, einen so naiven Glauben belächelnde Zeit, will die Ursachen der Begebenheiten gleichfalls in Entschlüssen der Menschen, aber in freien, durch natürliche Motive angeregten, nachgewiesen sehen. Dieser Forderung strebt der eben so denkende Geschichtschreiber zu genügen, indem er natürliche Gründe der Ereignisse und die Motive der Handelnden angibt. Dies ist von der Seite des verknüpfenden Geistes betrachtet der Charakter der neuen, oder, wenn du lieber willst, die Geschichte im Sinne aller folgenden Geschlechter erst begründenden Gattung. Sie ist Erzeugerin des sogenannten historischen Pragmatismus.

Julius. Deine ganze Construction der rednerischen Gattung ist mir neu, besonders auffallend aber diese letzte Behauptung. Man leitet ja den historischen Pragmatismus sonst gewöhnlich von Polybius ab, der ja ein Gegner der rhetorischen Geschichtschreibung ist.

Wilhelm. Das thut man aber mit Unrecht, obschon die Be-

nennung von ihm herrührt. Für ihn ist die Geschichte die Unterweiserin im Handeln, welches die öffentlichen Geschäfte, die Pragmata, betrifft, und, da sie das nicht sein kann, wenn sie die Ursachen der Begebenheiten nicht nachweist, dringt er mit dem größten Nachdruck auf solche Untersuchungen. Aber darum ist er so wenig der Urheber dieser Richtung, als die Aufgabe, die Ursachen der Größe Roms zu erforschen, sie veranlaßt hat. Vielmehr liegt dieser Anlaß in dem großen Umschwung der Verhältnisse und der Gedanken in der Zeit des peloponnesischen Krieges, einem über alles folgenreichen Umschwung, welcher auch die subjective Betrachtung des Geschehenen von Grund aus verändern mußte.

Julius. In welcher Beziehung steht aber die Nachweisung des ursachlichen Zusammenhanges zur Redekunst?

Wilhelm. In einer sehr einleuchtenden, dächte ich. Wenn der Redner — was doch seine höchste Aufgabe ist — die Hörer zu Thaten befeuern will, muß er ihnen die künftigen Ereignisse als von ihren Entschlüssen abhängige darstellen, also immer von der Voraussetzung ausgehen, daß die Beschlüsse der Menschen, die Erzeugerinnen der Begebenheiten sind. Diese Voraussetzung ist auch die des Geschichtschreibers, jener wendet sie auf die Zukunft, er auf die Vergangenheit an; und wenn er auch darum weit sichrer und objectiver verfahren kann, so werden doch die Mittel, welche beide anwenden, ihre Verknüpfungen einleuchtend zu machen, von sehr ähnlicher Art sein. Um aber die geheimen und verwickelten Beweggründe im Innern des Menschen zu beleuchten, dazu gehört doch, wie du gewiß zugeben wirst, die Richtung der Betrachtung auf zergliedernde Seelenkunde.

Julius. Eine Richtung, die sich nicht früher entwickelt hat, als in den Tagen des Sokrates.

Wilhelm. Welche doch auch die des Thucydides sind. Und du siehst nun auch, daß alle Ursachen, welche damals den Anlaß zu einer neuen Historiographie gaben, nicht zufällig zusammengetroffen sind, sondern aus einer und derselben Wurzel stammen.

Julius. So hätten wir den Thucydides denn auch als den Vater der die wahren Ursachen der Dinge beleuchtenden Geschichtschreibung zu betrachten.

Wilhelm. Aber als einen Vater, dem sehr wenige seiner Nachkommen gleichen, oder auch nur nahe kommen in der Unmittelbarkeit und Tiefe der Anschauung. Viele, die sich für besonders berufen und geistreich halten, geben den Lesern mit der Miene voller Zuversicht leere Vermuthungen; auch hier soll das Gesuchte, weit Hergeholte blenden und bestechen. Bei der eigenen Zeit und der ihr zunächst vorangegangenen bleibt man mit dieser Behandlungsart nicht stehen; man geht damit weit zurück in die Jahrhunderte. Und hier können wir erst die ganze Unzuverläßigkeit vieler Darstellungen des höhern Alterthums übersehen; denn zu den bereits bezeichneten Classen irrthümlicher Auffassungen treten nun die Gebrechen der sinkenden rednerischen Schule nach beiden Seiten hin. Die Autoren sind nicht sparsam mit erdichteten Zusätzen, weil sie als Rhetoren abglätten, den fehlenden Zusammenhang verdecken und durch malerische Schilderungen ergötzen, und weil sie als vorgebliche philosophische Betrachter die verborgenen Absichten aufdecken wollen.

Julius. Wenn aber das falsche historische Ideal auch aus einer allgemeinen, herrschend gebliebenen Zeitrichtung hervorgegangen ist, hat sich die antike Geschichtschreibung doch zuweilen auch wieder davon abgewandt. Noch in später Zeit hat sie einen so großen und würdigen Repräsentanten wie Tacitus erzeugt.

Wilhelm. Zu einer Geschichte der alten Historiographie, vermöge deren wir ihre Wandelungen genau bestimmen könnten, haben wir kein Material. Von der Kunstgestaltung der rednerischen Schule, um die Zeit, wo sie in einer bestimmten Form zur entschiedensten Herrschaft gelangte, wissen wir sehr wenig, da uns das Schicksal von den Schülern des Isokrates, welche man doch als die Häupter ihrer weitern Entwicklung zu betrachten hat, und von der erstaunlichen Fülle von Werken aus der zweiten Generation nach ihnen, leider nichts gegönnt hat. Das aber ist, wie du richtig bemerkst, vollkommen deutlich, daß wir einen allmählich weiter gehenden, gleichmäßigen Verfall der historischen Kunst nicht anzunehmen haben. Es hangen in ihr — wie es in dem Maße in keiner andern Kunst der Fall ist — Werth und Bedeutung, der Werke oft weit mehr von der Sinnesart und Begabung der einzelnen Schriftsteller ab, als von dem Gange der allgemeinen Entwicklung. Aber es gibt in der Kunstübung Tra-

ditionen, von denen sich nur das echte Genie loszumachen vermag, und auch dies nicht immer. Gebrechen, die sich aus einem Mißverständniß der Stilart großer Meister eingeschlichen haben, pflanzen sich in der Schule, wo die Muster mit Bewunderung studirt und nachgeahmt werden, fort. So geräth in der Geschichtschreibung oft auch der redliche Wahrheitsfreund, der seine Wirkungsmittel nur aus der Sache selbst zu schöpfen meint, unter die Herrschaft von Kunstgriffen der Schule, welche die Wahrheit nicht unangetastet lassen. Darum muß ich behaupten, daß herrschende Vorstellungen über die Aufgaben und die Ideale der Historiographie in die ganze rednerisch reflectirende Classe subjective Auffassungen allgemeiner Art gebracht haben, welche die Kritik mehr beachten sollte, um sie für die Aussonderung der objectiven Wahrheit zu benutzen. Die Cautelen, welche aus dem rhetorisch angeschwellten und geschmückten Ton herzunehmen sind, hast du schon angegeben, nicht minder leuchten die ein, welche die stete Hervorhebung der Causalverbindung erheischt. Hier hat man sich zu sehr daran gewöhnt, Motive, von einem für die Thatsachen erprobten Autor angegeben, als richtig anzuerkennen, wenn nicht ganz entschiedene und starke Gründe dagegen vorhanden sind, da man doch umgekehrt, wenn nicht gewichtige Gründe für ihre Wahrheit sprechen, sie als aus der Seele des Autors stammend betrachten sollte. Und es ist um so nöthiger, sich diese beiden Cautelen stets vor Augen zu halten, weil die rednerische Schule doch auch die auf das Alterthum folgenden Jahrhunderte vorzugsweise beherrscht hat.

Julius. Auch das Mittelalter?

Wilhelm. Bei den modernen Völkern stammt die Kunstform der Prosa aus dem classischen Alterthum. Die Rhetorik, auf deren Aneignung auch das Mittelalter das größte Gewicht legte, ging bei dem Alterthum, so weit man es zu begreifen vermochte, in die Schule, und mit ihr die Geschichtschreibung. Es erscheint das Rhetorische hier oft mit der Uebertreibung naiver Ungeschicklichkeit, welche die Ausscheidung des Objectiven erleichtert.

Julius. Indeß liebt das Mittelalter doch auch andere Formen der Ueberlieferung, vor allem die der trockensten Annalistik.

Wilhelm. Und ferner tritt eine Behandlung der Geschichte auf, die durch lebendige Anschaulichkeit und Einfachheit des Ausdrucks

an Herodot erinnert, ohne seine Anmuth und Lieblichkeit zu haben. Ihre Naivetät und Treuherzigkeit läßt die objective Wahrheit oft weit besser erkennen, als der künstlich geschraubte rhetorische Ton.

Julius. Und die religiöse Auffassung, die in der reflectirenden Zeit des Alterthums sich so wenig und im Mittelalter so stark geltend macht? Bildet sie nicht auch eine eigene Gattung der Geschichtschreibung?

Wilhelm. Schon darum nicht, weil sie keine besondere Form, selbst nicht eine besondere Schattirung einer sonst schon vorhandenen Form erzeugt hat. Und was noch mehr sagen will, darum nicht, weil sie die menschlichen Dinge als solche, einzeln und in ihrer Verknüpfung betrachtet, in sonst gewohnter Weise auffaßt.

Julius. Doch nicht etwa wie die rednerisch-reflectirende Gattung?

Wilhelm. Warum nicht auch wie diese? Sie kann sich diese Auffassung aneignen, und hat es oft gethan.

Julius. Hast du es denn nicht als die innerste Eigenthümlichkeit jener Gattung bezeichnet, daß sie den Ursprung der Ereignisse in den als vollkommen frei gedachten menschlichen Willen setzt?

Wilhelm. Das soll doch nicht etwa ein Widerspruch sein? Ist es denn etwas Neues und Fremdes, den Glauben an die menschliche Freiheit mit dem an eine allwaltende Vorsehung zu verbinden? Ob die Geschichtschreibung ganz ungläubig ist, oder skeptisch, oder die Leitung der Menschen durch eine göttliche Weltregierung stärker oder leiser ahnen läßt, — den nächsten Anlaß zu den Thaten der Menschen wird sie immer in ihren Entschlüssen finden.

Julius. Aber sie kann auch glauben, hinter diesen Entschlüssen einen deutlich hervortretenden Plan Gottes zu sehen, und es unternehmen, ihn in seinem Zusammenhange durch die ganze Weltgeschichte nachzuweisen. Du weißt, daß es solche Versuche, und mit großer Zuversicht auftretende, gibt.

Wilhelm. Mit wie gutem Grunde oder wie willkürlich sie dabei verfahren, können wir füglich dahingestellt sein lassen. In jedem Falle wird dieser ideale Bestandtheil so entschieden als Betrachtung und in so augenscheinlicher Sonderung von der objectiven Thatsache auftreten, daß die unserer ganzen Untersuchung zu Grunde lie-

gende Aufgabe, jenem Bestandtheile nachzuspüren, sich von selbst erledigt.

Julius. Wir sind durch meine Fragen wieder vom Wege abgekommen.

Wilhelm. So laß uns ihn denn noch einmal betreten, um rasch noch einen Blick auf eine litterarische Erscheinung zu werfen, die, wenn irgend eine, den lockenden Reiz der rednerischen Geschichtschreibung für Autoren und Leser bekundet. Ich meine die ansehnliche Reihe bedeutender lateinischer oder latinisirender historischer Werke, von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Anfang des siebzehnten geschrieben. Du weißt, daß die Besten, welche damals ihre Zeitläufte der Nachwelt überlieferten, mit der Milch der Alten genährt waren. Die genaue Nachbildung derselben schien ihnen der für Wissenschaft und Kunst und nicht minder für ihren eignen Ruhm förderlichste Weg. Gewiß sind durch das Talent und den Fleiß, die darauf verwendet wurden, würdige und großartige Werke entstanden, für welche die Wissenschaft der Geschichte den Verfassern nicht geringen Dank schuldig ist. Es treten in ihnen aber zugleich die Gebrechen der rednerischen Gattung nach ihrer spätern Gestaltung sehr stark hervor; denn sie sind verdoppelt durch die immer mißliche Verpflanzung eines unter bestimmten climatischen Bedingungen entwickelten Gewächses in einen fremden Boden und in eine fremde Luft. Diese Schriftsteller übergehen mit Stillschweigen Bildungselemente von der größten Wichtigkeit, weil die Alten sie übergangen haben, sie wollen die Dinge betrachten wie die Alten, sie wollen nicht nur die Sprache, sondern auch den ganzen Ton ihrer römischen Muster wiedergeben. Sie gehören der Bildung an, durch welche classisches Latein wie eine Luft strömt, die man nur einzuathmen braucht. Aber wie correct, fließend und gewählt der Ausdruck auch ist: es leidet unter ihm, als unter einem rhetorisirenden und einem fremden, die Schärfe und Bestimmtheit der Zeichnung und die Wahrheit des, wenn ich so sagen darf, landschaftlichen Farbentons. Welcher Kenner unserer Tage würde nicht wünschen, daß der treffliche de Thou nicht in gewähltem Latein, sondern in seinem mütterlichen Französisch, in der Art der Recherches de la France seines redlichen, unerschrockenen Zeitgenossen Pasquier geschrieben hätte! Wie viel anschaulicher

würde die Eigenthümlichkeit der Situationen und der Menschen sich abgespiegelt haben in der Frische, der Natürlichkeit, der Naivetät dieses Tons und der damaligen Sprache! Ein solcher Sprachton nämlich, oder der verwandte des Commines, mußte es sein. Denn daß mit Werken in einer modernen Sprache, wenn ihre Verfasser die ganze lateinische Farbe auf ihren Stil übertrugen, wenig geholfen war, zeugen Guicciardini und andere Italiäner. Während man indeß bei de Thou, wenigstens in der Geschichte seines Vaterlandes, nur jene Wahrheit des Colorits vermißt, haben andere latinisirende Historiker jener Jahrhunderte es mit der Erforschung der factischen Wahrheit und mit der Durcharbeitung ihres Stoffs nicht eben genau genommen, eben weil sie den Eindruck und die Wirkung ihrer Werke als rhetorische Schaustücke am meisten im Auge hatten. Wie vieles sie in der Erfüllung der wichtigsten historischen Pflichten zu wünschen übrig lassen, hat Ranke so eindringlich gezeigt, daß diese seine Arbeit eine neue Epoche in der kritischen Behandlung der neuern Geschichte vorbereitet hat. Es wurde dies für ihn zugleich der Antrieb, neuen Quellen nachzugehen, und er fand unter den ungedruckten solche, welche den geschichtlichen Stoff auf das fruchtbarste vermehrten und zur Entfernung der subjectiven Uebermalung in jener Geschichtschreibung wesentlich beitragen.

Julius. Wie sie aber ganz aufgehört hat, wird sie doch sehr vermißt. Es ist jetzt als ob man aus blühenden Landschaften in dürre Steppen käme.

Wilhelm. Das will ich keineswegs leugnen. Dürr kann man aber unter den Compositionen, die nun die Stelle jener Werke vertreten müssen, nur die zeitungsartige Annalistik nennen, nicht die Memoiren, wenigstens die bessern und geistvolleren unter ihnen nicht. Die Memoiren haben doch auch den großen Vorzug, daß sie nicht mit dem Schein von Objectivität täuschen wollen, sondern das Bekenntniß ihrer ganz subjectiven Haltung an der Stirne tragen. Auch ist die Pause, in der die nach Rundung und Eleganz des Vortrags strebende Geschichtschreibung verstummt ist, keine lange. Bei den Franzosen beginnt ihr Anbau schon unter Ludwig XIV wieder. Aber er ist freilich so geartet, daß er die Sehnsucht nach dem classischen Stil des sechzehnten Jahrhunderts nicht minder erweckt, wie jene von

dir mit dürren Steppen verglichenen Producte. Trotz der großen Befähigung der Franzosen zur Beredsamkeit bleibt ihr historischer Stil lange auffallend matt; aber auch wo er sich kräftiger erhebt, leidet diese Renaissance an den von uns sattsam bezeichneten Gebrechen der Gattung in vollem Maße. Nicht daß es nicht eine Zahl schöner, erfreulicher Ausnahmen gäbe; aber der größere Theil der französischen Historiker wird von der Neigung zum Rhetorisiren, von dem mächtigen Einfluß der Phrase, von der Lust an blendenden Antithesen zur Beeinträchtigung der factischen Wahrheit geführt, von der Willkür, dem Parteigeist und der Eitelkeit zum falschen Pragmatismus.

Julius. Dann aber liegt die Schuld nicht bloß an der Entartung der Gattung, sondern auch an den nationalen Fehlern.

Wilhelm. Wir streben ja nach der Erkenntniß und Würdigung des Subjectiven, welches aus ganzen Kategorien stammt, und dazu gehört doch die der Volkseigenthümlichkeit so gut wie die der Zeit und die der Kunstgattungen. Der Geist, der feine Geschmack, der edle Stil im Wiederanbau der rednerischen Gattung, bei den Engländern — hangen sie nicht auch ganz mit den Eigenschaften dieses Volkes zusammen?

Julius. Es werden demnach die Formen der Geschichtschreibung bald mehr von der einen bald mehr von der andern der genannten Kategorien abhangen. Daß wir Deutsche auf dieser Bahn so lange zurück blieben, wird ebenso aus der Eigenthümlichkeit unseres Volkes zu erklären sein.

Wilhelm. Noch mehr aus seinen Schicksalen. Aus steifer Schwerfälligkeit der Darstellung, in der sich die Schwerfälligkeit in einen engen Kreis eingezwängter Gedanken abspiegelt, windet sich die Geschichte mühsam empor. Mit schüchterner Bescheidenheit treten unsere Historiker auf. Die Glätte, die Zierlichkeit, den Witz der Nachbarn schlagen sie zu hoch, die Frucht ihres treuen Fleißes, ihrer forschenden Wahrheitsliebe zu gering an. Die Wiedergeburt der Dichtung, die den Formensinn weckte und schärfte, und das Studium der Alten aus einem höhern Gesichtspunkt haben wesentlich dazu beigetragen, endlich auch der Geschichtschreibung eine würdige Gestalt zu geben, aber man kann darum doch nicht sagen, daß das Streben, den

Forderungen der Form zu genügen, dabei die Hauptrolle spielte. Weit wirksamer war das Ideal, welches aus dem erweiterten Kreise der Gedanken, aus ihrer Freiheit und Beweglichkeit und aus der Wärme des Gefühls hervorging. Daraus erwuchs der deutschen Geschichtschreibung der letzten Menschenalter der unschätzbare Vortheil, sich mehr von innen heraus zu bilden, als die jedes andern modernen Volkes. Darum kann sie eine aufkommende Manier, eine sich einschleichende Ziererei des Ausdrucks immer bald wieder überwinden. Und vermöge der Kraft der innern Triebfedern kann sie so vielseitig sein.

Julius. Und das Ausschreiten über die rechte Grenze? Stammt das auch aus dieser Kraft?

Wilhelm. Wo ein organisches Leben sich mächtig regt und viele Zweige treibt, pflegt es auch an Auswüchsen nicht zu fehlen. Ich wollte, die Zeit vergönnte mir, dir ein Bild aller Eroberungen unserer Geschichtsforschung vorzuführen, um deine Lust, immer wieder auf die Schattenseite zu blicken, etwas zu dämpfen.

Julius. Du hast doch schon solche Siege — Siege in deiner Vorstellung — aufgeführt.

Wilhelm. Aber ihre Zahl wahrlich lange nicht erschöpft. An einen sehr bedeutenden muß ich doch noch erinnern. Die Zeitalter, in welchen der reflectirende Verstand allein herrscht, pflegen voraufgegangene, die sich in ganz verschiedenen Anschauungskreisen bewegen, in einem falschen Lichte zu sehen. Welchen Irrthümern einer subjectiven Auffassung des frühern Alterthums sich das spätere hingab, haben wir betrachtet und erkannt, daß sein Spiegel oft ein verschönernder war. Die Irrthümer der neuern Jahrhunderte über das Mittelalter waren nicht minder groß, aber ihr Spiegel war ein verzerrender; er zeigte ihnen nur Finsterniß und Barbarei. Seit der Epoche, welche man die Wiederstellung der Wissenschaften nennt, haben große Weltereignisse sehr verschiedener Art zusammengewirkt, diese falsche Vorstellung in den Geistern recht zu befestigen. Da war es das den Quellen eingewurzelter Vorurtheile mit seinem scharfen Geiste so oft glücklich nachspürende Deutschland, welches dem vielfach verkannten Mittelalter zu seinem Rechte verhalf. Deutsche Forscher haben es zuerst mit seinem eigenen Maße gemessen, in seinem eigenen

Lichte betrachtet, und andere Völker es so zu betrachten gelehrt. Die Umwälzung der Ansichten begann mit einer gerechten Würdigung der Baukunst und Poesie der mittlern Jahrhunderte; die erste Anwendung des richtigen Princips auf die Darstellung eines großen Zeitabschnitts nach allen Bestrebungen und Richtungen machte Raumer.

Julius. Und die falsche Verherrlichung blieb dann auch nicht aus.

Wilhelm. Du fällst wieder in deine Tonart, der ich ihre Berechtigung nicht absprechen kann. Ich wollte nur, die gegebenen Skizzen — die mich viel weiter geführt haben, als ich dachte — könnten dich überzeugen, daß meine Tonart die bei weitem durchklingendere und mächtigere ist.

Julius. Du willst abbrechen und hast der philosophischen Geschichte noch gar nicht erwähnt. Willst du nicht schließlich auch von der ein kräftig Wörtchen sagen?

Wilhelm. Habe ich mich denn heute so mephistophelisch gezeigt? Doch im Ernst zu reden. Die Disciplin, welche Philosophie der Geschichte genannt wird, kann gar nicht in unsern Bereich fallen; die philosophische Geschichte aber scheint mir eben so wenig eine besondere Gattung auszumachen, wie die religiöse. Denn philosophisch ist jede in die Tiefe gehende Geschichte, in sofern es ihre Aufgabe ist, die einzelnen Völker oder die ganze Menschheit in ihrem Verhältniß zu den Ideen zu zeigen, zu deren Verwirklichung sie bestimmt sind.

Julius. So wären wir denn am Ende unserer Verhandlung, aber über meine Klage bei ihrem Beginn hat sie mir nicht sonderlich fortgeholfen. Denn wenn ich dir auch zugeben muß, daß das Wechselspiel des steten Zertrennens und immer wieder neuen Webens ein schlechthin nothwendiges ist, so habe ich doch damit nichts gewonnen als ein Gesetz, welches in der Beschränktheit unserer Natur gegründet ist, mich aber nicht beruhigen kann. Dieses Wälzen eines Sisyphussteines soll die Frucht aller unsrer Bemühungen und alles unseres Forschens sein? Je mehr ich es versuche, mich in deine Ansicht hineinzudenken, je trauriger finde ich es, daß die Begebenheiten der Vergangenheit nicht zu uns gelangen können in so vollkommen wahrer Gestalt, daß wir weder etwas davon hinwegzunehmen noch hinzu zu

thün brauchen. Und gegen den Wunsch, daß dieses möglich wäre, wirst auch du gewiß nichts einzuwenden haben.

Wilhelm. So viel, daß mir die Erfüllung dieses Wunsches jede Freude an der Geschichte rauben würde.

Julius. Wie der Feinschmecker freilich die einfache natürliche Kost verschmäht, weil seinen schon abgestumpften Gaumen nur das Ueberscharfe und Prickelnde reizen kann.

Wilhelm. Vielmehr, weil jede Nahrung der Natur des zu Ernährenden analog sein muß, der Geist also nur von der leben kann, die ihm eine schaffende Geistesthätigkeit darreicht. Was sollte er mit dem unabänderlich Fertigen und Starren beginnen?

Julius. Mannigfache Anwendungen von dem fest Ueberlieferten machen, z. B. auf die Staatskunst.

Wilhelm. Meinst du denn, daß sich fruchtbare Anwendungen von Thatsachen machen lassen, wenn der Geist sie nicht erfaßt und durchdrungen hat.

Julius. Wohl! Warum soll aber der Geist diese Thätigkeit nicht ein für allemal geübt haben können?

Wilhelm. Weil die idealen Beziehungen einer Aufeinanderfolge von Thatsachen unendlich sind, und daher von keinem Individuum und von keinem Zeitalter erschöpft werden können. Jedes hat nach dem Maße seiner Entwicklung und seiner Bedürfnisse andere Fragen an die Geschichte zu richten, und nur allmählich enthüllt sich die Fülle ihres geistigen Inhalts. Die sich so nach und nach erzeugenden Auffassungen stehen in einem innern Zusammenhang; es sind Stufen, auf welchen wir zu einer immer vollern Erkenntniß der Vergangenheit emporsteigen. *Wie der Geist, der die Geschichte macht, ist auch der sie auslegende ein in steten Verwandlungen fortschreitender.*

Julius. Sei denn das stete Wiederaufwühlen des Bodens der Erkenntniß dienlich. Sollte es darum auch dem Forscher, der seine Kraft daran zu setzen hat, förderlich sein?

Wilhelm. So gewiß als der Geist erlahmt und in Schwäche sinkt, wenn er bei irgend einem gewonnenen Ergebniß stehen bleiben will. Nicht bloß seinen Vorgängern soll der Geschichtschreiber so gegenüber stehen, sondern, wenn es nöthig ist, auch sich selbst. Wenn

er ein schon geschaffenes Werk auch ganz wieder umbildet, begeht er keinen Selbstmord, sondern rastlos weiterstrebend folgt er dem Triebe nach Vervollkommnung, denn er weiß, daß das Streben nach Wahrheit höher zu achten ist, als —

Julius. Ah! Ah! Dein Lessing'scher Lieblingssatz.

Wilhelm. Ich sehe, du kennst meine Schwächen, die zugleich meine Stärke sind.

Julius. Deine Stärke? Wie das?

Wilhelm. Kann ich stärker sein, als wenn unsere großen Schriftsteller für mich zeugen? Und mit diesem guten Omen will ich dich verlassen. Wir haben lange gestritten; es ist spät geworden.

Julius. Ziehe nur nicht zu triumphirend von dannen. Ich muß mir die Sache noch sehr überlegen.
